Ludwig van Beethoven.

Ein dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen

mit einem

Epilog

zur Feier

von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage

am 16. December 1870.

Von einem

Bonner.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1870.

Lenthagen

Ludwig van Beethoven.

Ein dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen

mit einem

Epilog

zur Feier

von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage

am 16. December 1870.

Von einem

Bonner.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1870.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die Theaterdirektionen, welche das Stück aufzuführen beabsichtigen, werden ersucht, sich an den Verfasser unter Adresse der Verlagshandlung zu wenden.

Ludwig van Beethoven.

Ein dramatisches Charakterbild

in vier Aufzügen.

Personen:

Maximilian Franz, Kurfürst.
Freiherr von Spiegel, } seine Räthe.
Graf Waldstein, }
Gräfin Hatzfeld.
Monsign. Pacca, päpstlicher Nuntius.
Ludwig van Beethoven, Hoforganist.
Stephan v. Breuning, sein Freund.
Leonore v. Breuning, dessen Schwester.
Eulogius Schneider, } Professoren.
Thaddäus Dereser, }
Delambre, Hofsänger.
Der Bürgermeister von Bonn.
Ein Adjutant.
Polizeimeister.
Bürger. Bedienten. Polizisten. Soldaten.

Zeit: 1792. Ort: Bonn.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Zimmer Beethoven's mit ärmlichen Möbeln, auf denen in Unordnung, sowie auf dem Boden Musikalien u. s. w. aufgehäuft liegen. An der Hinterwand ein schönes Clavier von alter Bauart.)

Beethoven
(sitzt am Clavier und spielt den Schlußsatz eines Rondo. Dann springt er auf, ergreift das Notenblatt und tritt in den Vordergrund.

Ja, das ist edel, schön — aber lange nicht so edel und schön, wie es hier innen lebt und vergebens nach dem Ausdruck ringt . . . Wie die Gedanken durch dieses Hirn jagen, die Gefühle durch dieses Herz stürmen, die Melodien von diesem Ohr vernommen werden: wer weiß es? wer empfindet es mit mir? . . und wenn sie dann hinausdringen in die Welt des Daseins, wenn sie ergreifen, hinreißen, beherrschen wollen — ach, wie kalt, wie abgemessen, wie klein erscheinen sie da, als Punkte und Striche, welche die Hand zeichnet und greift, aber der Geist ist entflohen, und das Leben athmet schwer darin. Es ist zum Verzweifeln!... Wenn ich am Flügel sitze, mein Geist sich frei seinen Schwingen überläßt und hinrast nach unbekannten, ungemessenen Höhen oder Tiefen — da geht es noch — das nennen sie dann Improvisiren, Phantasiren, herrlich, prächtig, genial — aber die geschriebenen und gestochenen Sachen regellos, die Besten sagen: sehr achtungswerth, eigenthümlich, originell, wer sie nur verstände und spielen könnte! . . . Es ist zum Verzweifeln! . . . Ich fühl' es an dem Pochen und Wühlen, an dem Wogen und Brausen meines Herzens; Geister, — Dämonen und Engel — wohnen und arbeiten in dieser engen Brust; ich vernehme innen

den Sturm, mit dem sie die Welt erschüttern wollen, den Jubel, den sie über sie hinschmettern möchten, den Friedenspsalm, den sie über die zitternde, schwankende ausgießen könnten, daß das Zerstörte wieder aufblühe und das Zertrümmerte zu einem harmonischen Bau sich wieder erhebe — aber wer entfesselt sie ihrer Bande? Wer schiebt die Riegel ihres Kerkers zurück und öffnet ihnen die Pforten? Ich weiß es, was mir noch fehlt; ich jage, ich dürste danach; o wie würde ich Tag und Nacht, sei es ohne Speise, ohne Schlaf, daran arbeiten — sie sind mir noch verborgen, die innersten Gesetze der göttlichen Kunst, sie sind mir noch Geheimniß, Niemand ist da, der sie mir offenbart, fern bin ich von jenen erleuchteten Meistern, die ihren Herrscherstab über sie schwingen — wann wird die Erlösung kommen? . . .

(Er hebt das Blatt wieder in die Höhe und versenkt sich darin.)

Zweiter Auftritt.

Stephan von Breuning. — Beethoven.

Stephan.

Guten Morgen, Ludwig . . . guten Morgen . . . .

Beethoven nickt mit dem Kopfe.

Stephan.

Wie geht es Dir? Bist Du beschäftigt? Ich habe Dir gute Botschaft zu bringen.

Beethoven

(macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand.)

Stephan (tritt seitwärts.)

Sein Geist ist abwesend; sein Genius weilt auf weit entlegenen Fluren — die Anderen würden sagen: er hat seinen Raptus wieder — ach, ich kenne ihn besser, diese edle, liebevolle, zartbesaitete Seele! Wartet nur, ihr Spötter, dereinst werdet ihr beschämt die Augen niederschlagen vor dem Sonnenglanze seines Ruhmes; wie werdet ihr, eingebildete Thoren, die ihr jetzt über ihn die Achseln zucket und lächelt, zusammenschrumpfen vor seiner Größe, erblassen vor seinem Lichte, wie Mond und Sterne, wenn die Sonne aufgeht . . .

Beethoven (ruft aus:)

Jetzt habe ich es — das wird besser sein — gefunden, gefunden!

(Eilt zum Tische, stößt Bücher und Papiere hinunter und schreibt auf das Notenblatt.)

Dritter Auftritt.

Delambre. — Die Vorigen.

Delambre.

Herr van Beethoven! Herr van Beethoven! (Beethoven erschrickt und blickt vom Schreiben auf). Eilen Sie, eilen Sie, Ihr Herr Vater ist in Gefahr, in großer Gefahr!

Beethoven.

Mein Vater? Wie? Wo?

Delambre.

Er kam aus dem Weinhause am Kölnthor, Sie wissen ja; nun, er war wohl etwas schwach, er konnte nicht gut fort, schwankte, er taumelte so zu sagen, die Schulbuben umgaben ihn, er schlug nach ihnen, der Janhagel kam dazu, es gab Lärmen, Aufruhr, dann nahete die Schaarwache, die Polizei, sie wollten ihn nach dem Gewahrsam im Rathhaus bringen, dort weiter mit ihm zu verfahren — ich eilte hierher, eilen auch Sie dahin, Sie können ihn noch vor dem Pöbel schützen und aus den Händen der Polizei und vor dem Gefängniß retten —

Beethoven.

Mein Vater, mein armer, unseliger Vater! Wir sind verloren, welche Schmach bei Hofe, ein van Beethoven unter dem Pöbel, im Gewahrsam, von der Wache nach dem Gefängniß gebracht — aber wie kann ich ihn retten? Wer wird auf mich hören? . . .

Delambre.

Nun, Sie sind doch der große Künstler — haha! — Sie sind ja der Stolz der Bonner Philister, ihr Wunderkind, ihr Maestro — ha ha! das Volk wird vor Ihnen zurückweichen — Sie sind doch kurfürstlicher Hoforganist, die Polizei wird Ihnen gehorchen!

Stephan.

Komm, Ludwig, laß uns keinen Augenblick verlieren, ich eile mit Dir, wir wollen Deinen unglücklichen Vater schon befreien . . . man kennt auch mich — laß uns nur eilen, eh es zu spät ist.

(Beethoven und Stephan stürzen fort.)

Vierter Auftritt.

Delambre (allein.)

So ist's gut, der Fant von Edelmann und der hochmüthige Klimperer fort — und ich hier. Ha, wie ich ihn hasse! War er es nicht, der aller Welt sagte, ich könne nicht singen, ich sei ein mittelmäßiger Buffo, kein Künstler, kein Heldensänger? War er es nicht, der mir die besten Rollen in der Entführung von Mozart, in der Zauberflöte, im Rothkäppchen von Dittersdorf vorenthielt, und mich zu unbedeutenden Partien verdammte? Und der schwache, beschränkte Neefe thut, wie der naseweise Musje anräth! Ha! Wurm, ich werde dich zertreten! Ist dir meine Kehle nicht geschmeidig genug, um zu singen, so ist es doch mein Kopf, um dich schreien zu machen! Ich werde dich in meine Hand, unter meine Füße bekommen . . . (Sieht sich um.) Armselig, unordentlich sieht es genug hier aus. (Sucht unter den Papieren herum.) Nichts als Notengeschreibsel, kolossal, wie viel Papier der schon verdorben hat, und dann liegt's da und wird umhergeworfen, zerknittert, zertreten . . . Mehr wird's auch nicht werth sein . . . Was scheere ich mich um Eure Kunst, wenn sie mir kein Brod und keine Ehre bringt, mir — doch das hilft mir zu Nichts — ist denn gar keine Handschrift, keine Notiz, kein Brief da? . . . Monsignor Pacca, der päpstliche Nuntius, braucht Leute, die in Verdacht stehen, wozu? Wahrscheinlich für den Kurfürsten . . gut, so brauche ich sie für ihn . . . Er bezahlt ihre Lieferung mit schönen Dukaten und Scudi, die mir wohlthun. Er braucht anrüchige Rebellen, Revolutionäre, Verschwörer, Sansculots, er will sie unter den Beamten und Leuten des Kurfürsten selbst — gut, er soll sie haben . . ich will diesen van Beethoven, diesen Halbadeligen, das Genie, das Mirakel in der Kunst darunter bringen . . . Er soll mit Schande davon gejagt werden . . So will ich Rache und Gewinn zugleich haben! (Sucht weiter.) Noten, nichts als Noten! Der große Richelieu sagte: Gebt mir zwei Zeilen von einer Hand geschrieben, und ich will den Schreiber an den Galgen bringen — aber mit Noten, mit einem Berge voll Noten hätte er es nicht vermocht! . . . Ja, wenn diese dummen Striche und Köpfe nur etwas von Gedanken enthielten, sei es noch so wenig — aber es ist ja weiter nichts als (er singt einige Läufe herauf und herunter) dummes Zeug für die Reichen, die es bezahlen — doch halt! Was ist das? Sieg! Sieg! ein Brief! (Er hebt einen Brief aus

den Papieren heraus und tritt in den Vordergrund damit.) Von wem? Ach, von dem Herrn Professor Eulogius Schneider — von dem eitlen, schönrednerischen Professor, dem einfältigen Intriganten, dem Freunde der fränkischen Ungeheuer, meinem guten, lieben Freunde, dem Hauptkandidaten meiner Verschwörungsliste für Monsignor Pacca — das ist herrlich, da werden Beide gefangen! Was schreibt er? (Er liest:)

„An den Meister, der durch Töne spricht, von dem Jünger, der durch Worte spricht.“

Das klingt ihm ähnlich!

„Ich habe eine Bitte an Sie, nämlich ein Gedicht in Musik zu setzen, damit Worte und Töne sich vereinen, dem erhabenen Sinn die Pforten der Herzen zu öffnen, die Geister zu entflammen, die Seelen zu befeuern. Kommen Sie heute noch zu mir, es erwartet Sie sehnsuchtsvoll Ihr von Ihrer Meisterschaft entzückter und beglückter Eulogius Schneider.“

Ha, das ist prächtig — der entlaufene Franziskanermönch, den ich schon so gut wie in der Falle habe, wird der Speck für mein Mäuslein Beethoven — der Plan ist fertig, sie können mir Beide nicht entwischen — was kann dies für ein Gedicht sein? Versteht sich, ein freiheitsseliges, revolutionäres — Beethoven componirt es — ich muß die Handschrift der Musik haben — dieser Brief ist die Anklage, die Noten der Beweis. (Er steckt den Brief schnell in die Brusttasche und geht vom Tische nach der entgegengesetzten Seite. Man hört schwere Schritte und Gepolter im Nebenzimmer. Die Thüre geht auf, Beethoven ohne Hut, mit verwildertem Haar stürzt herein, ihm folgt Stephan von Breuning.)

Fünfter Auftritt.

Delambre. — Beethoven. — Stephan.

Beethoven (erblickt Delambre).

Was wollen Sie hier? Was suchen Sie hier? (Blickt unruhig auf seine Papiere umher.) Haben Sie etwas von meinen Musikalien genommen? Wehe Ihnen! Es ist mein Eigenthum, meine Zukunft —

Delambre.

Ich habe nichts genommen, ich kann von Ihren Musikalien keinen Gebrauch machen, Sie wissen ja, ich bin ein schlechter, dummer Sänger. Ich kam hierher, Sie von dem Unfalle Ihres Vaters zu unterrichten. Nun, haben Sie den lieben Mann unter gehörige Obhut gebracht? So bin ich fertig und ich gehe schon. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Beethoven. — Stephan.

Beethoven
(wirft sich auf einen Stuhl).

Stephan
(nach einer Pause, tritt an Beethoven heran).

Theurer Freund! Lieber Ludwig!

Beethoven
(springt auf und wirft sich in die Arme Stephans).

O Stephan, welche Demüthigung, welche Entehrung! Welche Schadenfreude für meine Feinde! Wie bin ich zerknirscht und zerschlagen!

Stephan.

Richte Dich auf, Freund! Was kannst Du dafür? Es ist ein Unglück, das Dich betrifft, aber nicht Dich entehrt.

Beethoven.

Ja, ein Unglück, ein Schicksal, ein Fatum, dem meine Familie unterliegt! Hast Du meinen Großvater gekannt? Nein doch, Du wurdest geboren, als er eben starb. Ich war vier Jahre alt — das war ein Mann, der kurfürstliche Kapellmeister Ludwig van Beethoven, felsenfest, stark wie Granit, dort siehst Du ihn im rothen Hofkleide, den Degen an der Seite, es ist das einzige Bildniß und soll mich nie verlassen ... Seine Frau, meine Großmutter, fiel dem Laster des Trunkes anheim, sie sank sehr tief, sie starb als Irrsinnige in einem Kloster zu Köln. Demselben Laster fiel mein Vater in die Arme, Du sahst es eben — oh, meine arme Mutter, dieser Engel, immer standhaft, immer voll Liebe, und geschmiedet an diesen — o Gott — an diesen Schwächling, der der Leidenschaft nicht widerstehen konnte ... Welches Elend hat er über sie, über uns gebracht!

Stephan.

Beruhige Dich, tröste Dich.

Beethoven.

Und auf welche Weise? Womit? Es giebt keine Ruhe, keinen Trost für mich, die Last erdrückt mich — Stephan, ich fühle mich erliegen — ich fühle mich schwinden — in so jungen Jahren ...

Stephan.

Und das thust Du? Und dem giebst Du nach? Und so fragt und klagt Ludwig van Beethoven? .. Wie, hast Du nicht Deine Kunst, hast

Du nicht Deinen Genius, hast Du nicht Deine Erfolge? .. Auch die Sonne hat Flecken, aber klagt und verzweifelt sie darüber?

Beethoven.

Erfolge? .. Schöne, glänzende Erfolge! ... Willst Du meine Erfolge sehen? Da, lies (er holt vom Tische ein gedrucktes Blatt). Lies, das ist Beßler's Musikalische Correspondenz vom 13. Juli d. J. 1792, da sieh die Correspondenz aus Bonn, da findest Du ein Verzeichniß der hochpreislichen „kurfürstlichen Kabinets-, Kapell- und Hofmusik", da ist mit einem Sternlein bezeichnet jeder Solospieler, der mit Recht unter die Virtuosen gezählt werden könne, mit zwei Sternen, wer zugleich Componist ist; nun, sieh: Reiche und die beiden Rombergs haben zwei Sterne, Dein Freund Beethoven — nicht zwei, nicht einen. Ich bin kein Componist, bin kein Virtuos, ich bin nichts, weiter nichts als „Clavierconcerte spielt Herr Ludwig van Beethoven" — dasselbe thun die kleinen Kinder des Herrn Neefe. So berichtet Herr Capellmeister Neefe selbst, ehemals mein Lehrer, also der muß es doch verstehen ...

Stephan.

Neefe, der gutmüthige, freundliche Neefe? Das ist unmöglich!

Beethoven.

Es ist aber doch so. Neefe sagt es ja selbst, daß er die Correspondenz für Beßler schreibt.

Stephan.

Dann ist es Neid, erbärmlicher Handwerksneid, der einen Beethoven nicht berühren, nicht behindern darf. Ludwig, ich weiß, Alle wissen, wer Du bist, wer Du sein wirst. Wer einmal dem gewaltigen Strome Deiner Töne gelauscht, wie Deine Hand ihn aus den Saiten hervorquillen läßt, einmal dem Sturm der Melodien und Harmonien, der über die Berge und Felsen, die Gipfel der Wälder und den stürzenden Gießbach rauscht, zuletzt aber dennoch in die süße, beruhigende Verkündigung des Friedens hinüberleitet, und Trost und Ruhe durch unsere Seele gießt — der erkennt Dich als einen Boten des Herrn, als einen Sendling des großen Geistes, einen der Wenigen, die er mitten in den Zeiten der Schrecken und der Wirren zu uns schickt ... Er hört mich nicht mehr ... (Schlägt Beethoven sanft auf die Schulter.) Ludwig — Du mußt fort von hier!

Beethoven.

Wie? Ich muß fort von hier? Wer sagt dies? Ja, ich muß fort! Wie drücken diese engen Straßen mir die Brust zusammen, wie fallen

diese Häuser mir auf den Kopf nieder, wie schnüren diese Leute, immer wieder diese selben Leute mir den Odem zu... Ja, draußen, auf den Bergen und in den Schluchten, in den Wäldern, am prächtigen Strom, da ist mir wohl, da schüttle ich leise all' den Staub wieder ab, der sich hoch auf meine Seele legt — ich bin es müde, zu handwerkern, vor den hohen Herrschaften Clavier zu spielen, die gar nicht darauf hören, Orgel vor einer Menge, die keine Andacht empfindet, an groben Schauspielern herumzuhobeln, die von ihrem Gewerbe nichts verstehen und nichts lernen wollen — — jede Saite meines Geistes ist schon mürbe geworden — noch ein Schlag und sie zerspringen.

Stephan.

Du mußt nach Wien, Ludwig.

Beethoven.

Ja, ich muß nach Wien — ich komme, Haydn, Albrechtsberger, Vogler, ich zwinge Euch, mir die Geheimschlüssel herauszugeben zu den Pforten des Heiligthumes, des innersten Heiligthumes der Kunst, daß ich eintrete in das Allerheiligste; ich bin auch ein erkorener Priester — — dann, dann wird der Adler aufsteigen so hoch wie Ihr, vielleicht höher als Ihr... mögt Ihr mir die Fänge abschlagen: ich verlange von Euren Gütern und Ehren nichts, nur die Schwingen lasset mir ungestutzt und ungeknebelt — die tragen mich schon zur Sonne hinauf... (nach einer Pause) Ich muß fort? — aber ich kann nicht, Stephan. (Schlägt sich vor die Stirn.)

Stephan.

Und warum nicht? Löse die Bande, die Dich hier festhalten . . .

Beethoven.

Ha, es sind siebenmal sieben Bande, ich kann sie nicht zerreißen! Soll ich meinen Vater umkommen, meine beiden Brüder verkümmern lassen?.. Ja, Stephan, dieser Vater war stets hart, grausam gegen mich. Kaum war ich den Windeln entwachsen, sollte ich ein musikalisches Wunderkind werden, mit dem man in der Welt umherreist, es zur Schau zu stellen und Geld einzutauschen für sein verschlossenes Kinderparadies.. Wenn er in der Nacht mit seinem Zechbruder Pfeifer aus der Weinschenke nach Hause kam, riß er mich aus dem Bettchen, und stellte, mit dem Stock in der Hand, das schlaftrunkene Kind auf das Schemelchen vor das Clavier, und ich mußte üben und lernen,

bis die Sonne über die Dächer heraufkam ... Ich kannte niemals die Freuden und Spiele der Kindheit; Genossen hatte ich nicht, ich durfte nicht hinaus zu ihnen, die Zeit unnütz zu verderben. Mein süßes Schwesterchen, das ich über alles liebte, sank, eine welke Blume, in die Grube. Zu dreizehn Jahren wurde ich schon in der Kapelle angestellt, und mußte Organistendienst versehen — ach, ich bin sehr alt schon, sehr müde — meinen einzigen Trost, meinen einzigen Genuß gaben mir das Knie und die Arme meiner Mutter, dieser immer liebevollen, immer tröstenden, immer aufgerichteten Mutter — — und sieh, Stephan, dieser Mutter habe ich auf ihrem Sterbelager gelobt, ihren verlornen Mann und ihre verlassenen Kinder nie zu verlassen, nie Preis zu geben . . . Ich war in Augsburg, bei Streichert, sehr fröhlich und leicht — da traf mich die Nachricht von ihrer Erkrankung, Botschaft auf Botschaft langte an, ich eilte zurück — sie lag schon Tagelang im Todeskampfe, ihr Geist weilte in der zerbrochenen Hülle, bis ich kam, daß ihr erstarrendes Auge noch einmal mich sehe, ihre kalte Hand mich noch segne, ich aber ihr schwöre, bei den Meinen auszuharren bis zum Tode . . . Kann ich also fort? Ist er doch mein Vater, mein unglücklicher Vater, den sein angeborenes Geschick erreicht hat!

Stephan.

Aber wenn Du sie versorgen könntest, wenn Du ihnen die Mittel zu ihrem Unterhalte sichertest, mit Deiner Person bist Du ihnen doch nicht unentbehrlich . . .

Beethoven.

Ja, wenn — wenn — sieh Dich hier um, merkst Du etwas von Ueberfluß, von Mitteln, ja nur an genügendem Unterhalt? Ja, wenn Kurfürstliche Durchlaucht nicht meinen Vater mit jährlich 200 Thlr., mich mit jährlich 100 Thlr. in seinen Diensten abspeiste, wenn der Kurfürst meine wiederholte Bittschrift beachten und mein Gehalt erhöhen wollte, wenn er mir dann einen Urlaub auf ein Jahr ertheilte — ja, wenn, wenn — aber dies Wenn geschieht niemals, sage ich Dir, und ich muß noch froh sein, wenn man mir dann und wann eine Composition abnimmt, die man mir so schmählich schlecht bezahlt. Laß mich einen Schritt aus Bonn thun, und da mein Vater nichts mehr leistet, haben wir Alles verloren.

Stephan.

Das sind düstere Aussichten. Doch Muth, Ludwig! Wer weiß, was Dir beschieden ist, wie unvermuthet Dir ein Glücksstern aufgehen kann — ist doch im ganzen Rheinland Dein Ruf schon verbreitet und große Hoffnungen sind auf Dich schon gesetzt —

Beethoven.

Freund, das ist das Lied, das von der Wiege an mir vorgesungen wurde: . es ist abständig worden.

Stephan.

Wohlan, ich bin jünger als Du, aber laß es mich sagen: die göttliche Hand, die Dir dies schwere Geschick auferlegt hat, sie will Deine Kraft erproben, daß sie in der Prüfung immer stärker und gewaltiger werde. Trage, trage wie ein Mann, und Du wirst zu einer Riesensäule im Tempel der Menschheit werden . . . Zunächst kam ich, Dir von meiner Mutter eine Empfehlung zu bringen. Sie hat endlich sich überwunden, unserem alten, unbrauchbar gewordenen Lehrer Pleyer abzusagen, und sie läßt Dich ersuchen, fortan den Unterricht Lorchen's und Lenzen's zu übernehmen, Du könntest der Ersteren wohl auch etwas Harmonielehre beibringen.

Beethoven.

Was sagst Du, ich soll Leonoren Unterricht ertheilen — Leonoren, der herrlichen, angebeteten Leonore — ja, das will ich thun, das ist ein rechter Trost, da bleib' ich gern noch hier — Leonore!

Stephan.

Und Lenz —

Beethoven.

Ja, auch Lenz, meinem Liebling, dem guten, taubensanften Jungen —

Stephan.

Und dann hat Baron Westfal von Fürstenberg meine Mutter beauftragt, Dich zu bitten, ihm Unterricht zu ertheilen, natürlich gegen sehr gutes Honorar . . .

Beethoven.

Gleich wieder einen Wermuthstropfen in den Becher — ich kann, ich mag keine Stunden geben.

Stephan.

Nun, nun, mach' es mit meiner Mutter aus.

Beethoven.

Mit Deiner Mutter — oh, dann habe ich verloren. Was kann ich ihr abschlagen? Wie könnte ich Einrede gegen sie erheben? Wer

hat mich geschützt seit meiner Mutter Tode, wenn nicht Deine Mutter, geschützt, wenn ich in das Elend versinken, wenn ich verzweifeln, wenn ich, wie mein Vater, wie die Gesellen ringsum verwildern, untergehen wollte! Bei ihr habe ich mich immer wieder erhoben, in Eurem Hause Leben und Genesung gefunden, bei Euch hatte ich die Freistätte, zu der der Verfolgte flüchtet, und die Götter schützen ihn . . .

Stephan.

O Ludwig, wie wenig konnten wir für Dich thun, da unsre Mittel selbst so beschränkt sind — doch wann willst Du zu uns kommen?

Beethoven.

Ja, das erinnert mich, der Professor Schneider hat mich um einen Besuch gebeten, so in der Dämmerstunde. Vorher komm' ich zu Euch. Jetzt muß ich in die Probe, in die ewige, langweilige Probe. (Er sieht nach der Wanduhr.) Ich muß eilen, ich geleite Dich. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Salon im Kurfürstlichen Schlosse.

Gräfin Hatzfeld. — Nuntius Pacca.

(Die Gräfin tritt herein; aber kaum hat sich die Thüre hinter ihr geschlossen, so öffnet diese sich abermals und der Nuntius tritt herein.)

Pacca.

Gnädige Gräfin, Sie verzeihen. Ich folgte Ihnen auf dem Fuße. Ich fand sie nicht in Ihrem Hotel, und doch drängt es mich, nach der köstlichen Soirée, die Sie uns gestern bereiteten, nach Ihrem Befinden mich zu erkundigen, und Ihnen meinen Dank auszusprechen. Ich hatte nicht erwartet, am Tage meiner Ankunft selbst schon eines so feinen Genusses theilhaftig zu werden.

Gräfin.

Sehr verbunden, Monsignore. Und doch liegt die Verpflichtung auf meiner Seite. Sie haben mich unendlich verbunden durch die ebenso freundliche wie gewandte Weise, auf die Sie mir zu Hülfe kamen, als ich durch die Insolenz jenes jungen Mannes in Verlegenheit und die musikalische Unterhaltung in's Stocken gekommen.

Pacca.

Oh, das war einfach und natürlich. Viel mehr pries ich den Zufall, der mir vergönnte, mein geringes Talent vor einer so gewählten Gesellschaft zeigen zu können.

Gräfin.

Oh, immer fein und geistreich, wie es nur ein italienischer Nobile sein kann.

Pacca.

Aber wer war denn jener junge ungestüme Mann, der davonlief, weil man auf sein Spiel nicht aufmerksam genug war?

Gräfin.

Nichts als ein Musikus aus der Kurfürstlichen Kapelle. Beethoven heißt er.

Pacca.

Beethoven? Von dem habe ich schon gehört; in Cöln wohnte ich einer Aufführung eines Trio von ihm bei — gährender Most, verworren — aber genial. In unsren Tagen sind alle Genies, oder die sich dafür halten, sehr eingebildet, sehr ungestüm, oft roh.

Gräfin.

Ach ja; wir haben — oder vielmehr Seine Kurfürstliche Durchlaucht hat diese Art von Menschen äußerst verwöhnt. Statt unsre Diener dünken sie sich Unsresgleichen; statt um unsre Gunst zu buhlen, sollen wir um die ihrige werben.

Pacca.

Sehr richtig, Gräfin! Sie sind Alle revolutionär, diese Männer der Wissenschaft und Kunst, und der große Haufe der sogenannten Gebildeten läuft ihnen nach und schwatzt wie jene sprechen, und geberdet sich wie jene thun, und das nennen sie — Aufklärung. Sie sind Alle abtrünnig, zuerst von der heiligen Kirche, und nunmehr von Thron und Staat. Die Fürsten sollen von ihren Stühlen steigen, und sie sich darauf setzen lassen; sie wollen das Volk frei machen, das heißt sich unterthan, statt dem angestammten Fürsten. Nun, wir, die Diener Gottes, haben es den gekrönten Häuptern oft genug vorausgesagt, sie glaubten uns nicht, nun wird es Tag für Tag mehr offenbar.

Gräfin.

Daß ich Ihnen Unrecht geben könnte, Monsignore! Mir sind diese Professoren und Künstler alle verhaßt, und wenn ich sie nicht um meiner Gesellschaft willen dulden müßte, ließ ich Keinen von ihnen über die Schwelle meines Hotels.

Pacca.

Wenn wir nur auch Seine Kurfürstliche Durchlaucht hiervon überzeugen könnten!

Gräfin.

Wie meinen Sie das, Eminenz?

Pacca.

Gnädige Gräfin, Sie sprachen vorher von der Feinheit der Italiener; wissen Sie, worin diese ihre eigentliche Stütze findet? Darin, daß wir uns immer zuerst an die hochgestellten, geistreichen Frauen wenden, bei ihnen das Verständniß für unsre Zwecke und Mittel suchen, und darum bei diesen edlen und schönen Wesen die nachdrücklichste Unterstützung finden —

Gräfin.

Sie schmeicheln, Herr Nuntius ...

Pacca.

Nicht im Geringsten — gestatten Sie mir deshalb, Ihnen meine Gedanken näher auseinanderzusetzen.

Gräfin.

Ich bin ganz Ohr.

Pacca.

Frau Gräfin, die Gefahr rückt immer näher, wächst immer schneller —

Gräfin.

Um Gott, welche Gefahr?

Pacca.

Jene Franken, jene gottlosen Rebellen, die Feinde der Kirche, der Fürsten, der Gesetze und des Besitzes —

Gräfin.

Wie Sie mich erschreckten! Rücken die Heere der Verbündeten nicht siegreich vor?

Pacca.

Mit Nichten, Gräfin, sie stehen in der Champagne still, sie kommen nicht vorwärts, sie schlagen Schlachten, siegen, aber die Feinde werden immer zahlreicher, unerschrockener.

Gräfin.

Oh, das kann ich nicht glauben —

Pacca.

Aber es ist furchtbare Wahrheit! Die Verbündeten haben Fehler

über Fehler begangen; sie haben die Herzen aller Franzosen verletzt, die Parteien zum Kampfe gegen uns geeinigt, das ganze Volk eilt zu den Grenzen, aus tausenden werden hunderttausende Krieger. Statt unaufhaltsam auf die Eiterbeule der ganzen Pest, Paris, loszustürzen, stehen sie vor kleinen Festungen, stürmen Höhen und Pässe — ich weiß es, sie stehen bereits still, bald werden sie sich zurückziehen müssen, wahrscheinlich schon in diesem Augenblick —

Gräfin.

Das ist ja entsetzlich!

Pacca.

Wer weiß —

Gräfin.

Da würden wir ja bedroht —

Pacca.

Das könnte kommen — aber es wäre eine Lehre, eine traurige, doch folgenreiche Lehre!

Gräfin.

Ich verstehe Sie nicht.

Pacca.

Sie werden es. Wer sieht nicht, außer denen, die nicht sehen und hören wollen, daß die Revolution seit den drei Jahren ihrer höllischen Geburt zu einer furchtbaren Macht emporgewachsen.

Gräfin.

Aber sie ist doch auf dieses abscheuliche Frankreich beschränkt —

Pacca.

Das ist der Irrthum. Auch in den anderen Völkern hat sie gezündet; ihre Ideen haben Eingang gefunden überall, und unter der Oberfläche brennt es weiter und weiter, in Italien wie in Belgien, in Holland wie in Deutschland, in Polen und vielleicht schon im Staate des Czaren.

Gräfin.

Hören Sie auf, Herr Nuntius, ich zittere —

Pacca.

Man muß der Gefahr in's blutgeröthete Auge blicken, um ihr begegnen zu können. In den blöden Massen ist es nur ein Instinkt,

der sich nicht zu helfen wüßte und bald vorüberginge; aber die Gebildeten, die Akademiker und Künstlergenies gehen ihnen voran und zünden ihnen lodernde Fackeln an.

Gräfin.

Aber was ist da zu thun? Wir sind verloren —

Pacca.

Wenn wir uns verloren geben. Wissen Sie, Gräfin, daß dies Alles wenig zu bedeuten hätte und leicht zu überwältigen wäre, wenn —

Gräfin.

Wenn — sagen Sie — wenn —

Pacca.

Wenn die Fürsten in ihrer Verblendung nicht uneinig, noch vor dem Feinde einander feindselig wären. Die Revolution ist eine Macht geworden, eine andere Macht, noch stärker, noch furchtbarer, muß ihr entgegen treten. Diese Macht hat nicht Oesterreich, nicht Preußen, nicht die Generalstaaten und Sardinien, nicht Cöln oder Mainz, sondern allein Alle in einem festen, unerschütterlichen, gewaffneten Bunde. Was bis jetzt davon vorhanden, ist nur ein leeres Schattenspiel.

Gräfin.

Sie haben vollkommen Recht. Wer aber soll diesen Bund zu Stande bringen?

Pacca.

Wer anders als die heilige Mutter Aller, sie, welche die Revolution am tiefsten verwundet, die heilige Kirche, der römische Stuhl, der heilige Vater!

Gräfin.

Oh, wie wahr, er ist unsere Zuflucht, zu seinen Füßen suchen wir Schutz —

Pacca.

Der heilige Vater wird seinen Ruf ertönen lassen, daß sie sich Alle die Hände reichen, und unter dem Banner der heiligen Jungfrau Alles wieder gewinnen, was sie in ihrer Schwäche und Verblendung verloren.

Gräfin.

Aber werden sie auf diesen Ruf aus heiligem Munde hören?

Pacca.

Dies ist es, und dazu müssen wir Schritte thun, wir, seine Diener und — Verehrer; dazu können auch Sie beitragen, Frau Gräfin —

Gräfin.

Ich? Sagen Sie, ich bin bereit.

Pacca.

Das Erste und Nothwendigste ist: die Geister müssen von den Götzen abgewendet werden, vor denen sie das Knie beugen, müssen zum Quell des ewigen Heils wieder zurückkehren — erst die Fürsten, die Völker folgen nach.

Gräfin.

Und was könnte ich dazu thun?

Pacca.

Dieser Dämon der sogenannten Aufklärung muß in seine finstere Höhle zurückgejagt werden. Diese Akademieen, Universitäten und Kunstschulen müssen in Nichts zerfallen — die falsche Nacht weiche, und das wahre Licht geht wieder auf.

Gräfin.

Nehmen Sie alle meine Kräfte in Anspruch, ich bin ganz die Ihre.

Pacca.

Wohl, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen genau gesagt, was zuerst, was gerade hier geschehen muß. Der Kurfürst ist Ihr Freund, er hört aufmerksam auf Ihr Wort. Die hiesige Akademie und seine Musik sieht er als seine Schöpfung an — wir müssen ihm Mißtrauen einflößen; von diesem zur Furcht und von ihr zur Ueberzeugung ist nur ein kleiner Schritt.

Gräfin.

Sehr wohl, aber haben wir Thatsachen?

Pacca.

Die liefere ich Ihnen. Sie haben gestern ein kleines Mißgeschick gehabt; fangen Sie mit diesem Beethoven an. Die Herren vom Katheder und der Geige sind sehr unvorsichtig, weil sie sich überschätzen. Ich habe Männer geworben, die sie beobachten; der Stoff wird nur allzubald sich häufen, und Ihre schöne Hand, Frau Gräfin, soll Ihrem erlauchten Freunde im rechten Augenblicke ihn reichen.

Gräfin.

Gut, ich verstehe. So sorgen Sie nur für recht faßbare Thatsachen, und es soll an mir nicht fehlen. Ich fange also mit diesem Grobian von Beethoven an —

Pacca.

Gewiß, und gleich — aber, Gräfin, vorerst leise, sacht, Ungestüm und Jähzorn verderben Alles, bevor es reif ist.

Gräfin.

Schon gut, nur muß noch Bedeutenderes folgen —

Pacca.

Ist der Boden bearbeitet, so keimt jeder Samen, auch das Unkraut.

Gräfin.

Ich erwarte den Kurfürsten hier.

Pacca.

Und ich verabschiede mich, schöne Gräfin — ich werde den Herrn Kurfürsten später sprechen — nach Ihnen. (Ab.)

Achter Auftritt.

Die Gräfin. — Der Kurfürst.

(Der Kurfürst tritt von der andern Seite ein, die Gräfin eilt ihm entgegen.)

Kurfürst.

Was schafft mir so früh die Freude Ihres Besuches, theure Gräfin?

Gräfin.

Der Morgen ist so schön; ein frischer Wind hat die Nebel zerstreut und die Wolken verjagt; jetzt schüttet die Sonne ihre Strahlen golden über Berg und Thal. Ich will in's Freie hinaus; ich fahre nach Godesberg und von da zurück nach dem Schlosse in Poppelsdorf, wo wir diniren wollen. Können Sie mich begleiten?

Kurfürst.

Wie glücklich, schöne Louise, wenn ich es vermöchte. Aber gerade heute fesselt mich eine Menge Staatsgeschäfte —

Gräfin.

Leidige Staatsgeschäfte, die keine Lust und keinen Genuß ungestört lassen! Warum beuget Ihr Fürsten Eure stolzen Nacken unter dieses schwere Joch? Wozu seid Ihr Herren, wenn Ihr die Diener der Geschäfte sein sollet?

Kurfürst.

Schöne Gräfin, weil sonst unsere Diener statt der Geschäfte bald unsre Herren wären — und das darf nicht sein. Von Sachen lasse ich mich gern beherrschen, nur nicht von Menschen — es sei denn, daß sie in so schönen Gestalten einherschreiten, wie —

Gräfin (schlägt leicht mit dem Fächer nach dem Kurfürsten).

Still, keine Schmeichelei, Max; in einem Augenblick, wo Sie mir Ihre Gesellschaft versagen, kaufen Sie mir meinen Verdruß damit nicht ab. So werden wir uns erst im Schlosse zum Diner treffen. Doch noch Eines! Haben Sie schon von dem Affront gehört, der mir gestern angethan worden?

Kurfürst (fährt auf).

Was? Ein Affront? Ihnen? In meiner Residenz? Wer hat dies gewagt? Was ging vor?

Gräfin (lächelnd).

Nun, nehmen Sie es nicht so heiß, Durchlaucht. Sie sehen, ich bin ruhig; ich will nicht einmal, daß die Sache bemerkt und bestraft werde — dazu ist das Männchen zu unbedeutend, man soll am Hofe nicht davon sprechen; aber wissen sollen Sie es, um bei Gelegenheit es den dummen Teufel fühlen zu lassen.

Kurfürst.

Nun, so sagen Sie doch, was es ist.

Gräfin.

Ei, gestern Abend hatte ich, wie Sie wissen, eine kleine Soirée musicale bei mir arrangirt. Es gehört einmal zum guten Ton, und ich mußte dem von Cöln eingetroffenen Nuntius Pacca eine Aufmerksamkeit erweisen. Sie sind stets so gnädig, mir Ihre ausgezeichnete Kapelle zu Gebote zu stellen.

Kurfürst.

Sie verpflichten mich ja dadurch — und meinen Leuten gereicht es zur Ehre.

Gräfin.

Immer geistreich, immer galant. Nun, die Musik beginnt, das Orchester hat seine Introduction abgespielt, Hoforganist Beethoven, der kleine, blatternarbige Mensch, setzt sich an's Clavier und spielt. Da treten die französische Gesandtin, Comtesse Millefleur und andere Damen in den Salon; ich empfange sie, die Herren umgeben sie, es werden die Willkommsreden gewechselt — klapp! da wird der Flügel zugeschlagen, daß die Saiten dröhnen und die Fenster klirren, und die Stimme des Musikanten ruft: „Vor solchen Menschen spiele ich nicht!“ Ich drehe mich um, das Männchen hat seinen Hut ergriffen, drängt sich durch die Herren und — ist fort.

Kurfürst.

Das ist ja abscheulich! Wie kann dieser Mensch, dieser mein Diener sich so Etwas unterfangen — ich werde ihn —

Gräfin.

Nein, nein, kein Aufsehen, ich bitte, Durchlaucht. Monsignore Pacca beseitigte schnell unsre Verlegenheit, setzte sich an den Flügel und spielte ein schönes, elegantes Stück, das Alle beklatschten, und worauf Alles in Ordnung weiter ging.

Kurfürst.

Und Sie wollen, daß ich diesen frechen Menschen nicht bestrafe? Gut. Sie bitten für ihn, ich will meinen Verdruß unterdrücken. Aber bei der ersten Gelegenheit soll er es empfinden.

Gräfin.

Ach, wenn er nur der Einzige wäre! Aber sie lehnen sich jetzt Alle auf und werden widerharig. Doch, nehmen Sie jetzt meine Adieus, kommen Sie nicht zu spät zum Schloß. (Der Kurfürst geleitet sie zur Thüre, Gräfin ab.)

Neunter Auftritt.

Kurfürst (allein).

Es ist doch erstaunlich, was diese Menschen jetzt wagen! In der That, die Zeit wird immer bedenklicher. Da unten im Volke wühlt es und gährt aller Orten — doch wir werden die Zügel straffer anziehen — Deutschland ist nicht Frankreich, und wir auf den Thronen wollen keine schwachen und feigen Ludwige sein!

Zehnter Auftritt.

Baron von Spiegel. – Graf Waldstein. — Kurfürst.

Kurfürst.

Ah, meine Freunde, treten Sie näher. (Begrüßen sich.) Doch Sie kommen mit Geschäften, setzen wir uns. (Sie setzen sich. Der Kurfürst in der Mitte, Spiegel zur Rechten, Waldstein zur Linken.) Nun, lieber Freiherr, keine neuen Nachrichten von den Heeren der Verbündeten?

Spiegel.

Gestern Abend brachte der Courier die neuesten. Es hat ein großes Gefecht in den Engpässen stattgefunden, und die Preußen haben sich den Weg nach Chalons eröffnet. Die Franzosen zogen sich in großer Un=

ordnung zurück, halten aber die Pässe noch gut besetzt. Unbegreiflich ist, die Preußen sagen es selbst, daß sie einen glänzenden Sieg erfochten hätten, wenn die Schlacht verfolgt worden wäre, aber der König ließ sie aus überwiegenden Gründen abbrechen und den Feind nicht verfolgen.

Kurfürst.

Das sieht den Preußen ähnlich! Aus überwiegenden Gründen? Wahrscheinlich wieder eine Hinterlist gegen das allzu vertrauungsvolle Oesterreich.

Spiegel.

Aber sie rücken doch vor, Durchlaucht, und das ist die Hauptsache.

Kurfürst.

Wenn nur kein geheimes Einverständniß mit dem Feinde vorhanden ist —

Spiegel.

Mit den Rebellen, mit den Sansculots, die ihren König abgesetzt und als Gefangenen in den Tempel gebracht? Das kann kein Monarch

Kurfürst.

Wir Habsburger haben von unsern Feinden schon ebenso Schlimmes erlebt.

Spiegel.

Alsdann ist vom Herzog von Braunschweig, dem Oberfeldherrn, eine neue Aufforderung eingelaufen, unser Truppencorps nach Longwy zu senden; er bedarf dort der Verstärkung. Hier ist seine Depesche.

Kurfürst.

Ich will nichts davon wissen; ich behalte meine Truppen hier, noch hat das Reich den Franzosen den Krieg nicht erklärt. Soll ich mich zuerst seinen Chancen aussetzen, mich und mein Land — mögen Andere vorangehen, ich bin nicht so tollkühn wie der Nassauer. Und dann will ich meine Truppen hier behalten, meine Grenzen zu vertheidigen, wenn es schief ginge.

Spiegel.

Durchlaucht halten zu Gnaden — in solchem unglücklichen Falle wird unser kleines Heer für sich nichts ausrichten können.

Kurfürst.

Kommt es zu Verhandlungen, so hat der Gewicht, der noch ein Schwert, und sei es ein kurzes, in die Waagschale zu werfen hat. Doch lassen wir dies, warten wir den weiteren Verlauf ab. Haben Sie Etwas aus dem Innern?

Spiegel.

Allerdings, durchlauchtigster Kurfürst. Ihre große Schöpfung, Ihre herrlich aufblühende Akademie, welche den Namen Eurer Durchlaucht der Unsterblichkeit weihen wird, sie kränkelt, ein Wurm nagt an ihr —

Kurfürst.

Was ist geschehen, Sie erschrecken mich —

Spiegel.

Ich darf es nicht länger verschweigen, die Anzahl der Studirenden hat sich in diesem Semester sehr vermindert.

Kurfürst.

Das ist schlimm, aber was ist die Ursache?

Spiegel.

Der Abgang der Professoren von Schüren und Hochmaringen —

Kurfürst.

Die Undankbaren, die schlechten Menschen, die zu unseren Feinden nach Frankreich überliefen — Schande über sie, ich will sie nicht mehr nennen hören!

Spiegel.

Aber ihre Stellen müssen ersetzt werden. Wir haben keinen Pilosophen, keinen Anatomen, keinen Kameralisten — und dann, noch andere Verluste bedrohen uns — und dann, Professor Dereser —

Kurfürst.

Was ist es schon wieder mit dem Pater Thaddäus?

Spiegel.

Er hat um eine Gehaltserhöhung angetragen oder um seine Entlassung.

Kurfürst.

Gehaltserhöhung? So, und das, nachdem wir ihn kaum erst vor dem Angriff des Kölner Domkapitels geschützt haben — so sehr hat der Pater Lust am Irdischen, das er sonst so salbungsvoll für nichtig erklärt.

Spiegel.

Gerade wegen jenes Zwistes will Dereser eine Gehaltszulage als einen positiven Beweis Kurfürstlicher Gnade und Anerkennung.

Kurfürst.

Und diesem Ehrgeiz soll ich mein Geld opfern? Der Mann ist ein Denker und von großer Beredtsamkeit, aber unverschämt und eingebildet, noch mehr als die Anderen — wohin will er sonst gehen?

Spiegel.

Er hat einen Ruf an die Universität zu Straßburg.

Kurfürst.

Und dahin will er? Dahin jetzt? Ein Deutscher zu den Welschen? Lassen Sie ihn laufen. Diese Herren wollen nur Opfer von den Fürsten, sie selbst wollen ihrer Nation keines bringen.

Spiegel.

Dann stehe ich auch auf dem Punkte, mit drei neuen Professoren abzuschließen, mit Werner, Wegeler und Arnts —

Kurfürst (springt auf).

Das ist mir zu viel! Ich erkläre Ihnen, Freiherr von Spiegel, ein für alle Mal, Angesichts des Krieges bewillige ich kein Geld. Am Tage, wo die Alliirten in Paris einrücken, kommen Sie wieder.

Spiegel (steht auf).

So müssen wir die Hörsäle schließen und die Akademie für aufgelöst erklären. O durchlauchtiger Herr, erinnern Sie sich, daß die Akademie Ihr Werk, Ihre Schöpfung ist, erinnern Sie sich der unsterblichen Worte, die Sie vor wenigen Jahren bei der Eröffnung selbst sprachen: „Hier soll eine Stätte der Aufklärung sein, die allein den Menschen zur Glückseligkeit führt" — sollen sie so schnell bedeutungslos werden? Muß man die großen Anstalten des Friedens nicht gerade während des Krieges pflegen, damit sie für den Frieden wirken und erhalten bleiben? Und wir haben ja noch keinen Krieg ...

Kurfürst.

Aber im Handumdrehen kann er da sein, und haben die Völker unsre Erwartungen nicht selbst getäuscht? Sind nicht gerade die Aufklärer die Feinde der Kirche und Throne geworden? Predigen nicht sie den Aufruhr und brandmarken die Fürsten als Despoten und Tyrannen?

Spiegel.

Nimmermehr, gnädiger Herr. Die Wahrheit, die Vernunft kann nicht lügen; nur weil das Volk allzulange vernachlässigt worden, läßt es sich von unruhigen Köpfen irreleiten. Jahrhunderte sind in Finsterniß hingegangen; kann man in wenigen Jahren Erleuchtung erwarten? Fahren wir unerschrocken fort, und bald wird das Volk selbst die trügerischen Worthelden von sich stoßen. Geben Sie Ihr eigenes, schönes Werk nicht auf!

Kurfürst.

Nun, nun, beruhigen Sie sich, so arg ist es ja nicht gemeint. Sprechen wir in einiger Zeit wieder davon. Was haben Sie, lieber Waldstein?

(Spiegel tritt niedergeschlagen zurück.)

Waldstein.

Ei, gnädiger Herr, im Vorzimmer stritt ich mich mit meinem Freunde Spiegel, wer heute zuerst bei Kurfürstlichen Gnaden Vortrag haben solle.

Kurfürst.

Warum denn, lieber Graf?

Waldstein.

Ich sagte, schlägt Ihnen der Herr ab, was Sie wünschen, so kann er mir auch nichts gewähren; sagt er es Ihnen zu, so muß er meinen, daß für mich nichts übrig geblieben.

Kurfürst.

So fordern auch Sie Geld?

Waldstein.

Und dann sagte ich: mein Gesuch ist gering, besteht nur in einer Bittschrift, das Kleine muß dem Großen vorangehen —

Kurfürst.

Und warum gab unser guter Spiegel nicht nach?

Waldstein.

Weil er eben das Gegentheil behauptete.

Kurfürst (lacht).

Nun, so sagen Sie, was Sie haben.

Waldstein.

Wenn Eurer Gnaden lächeln, so habe ich schon die Gewährung.

Kurfürst.

So bin ich gleich wieder bitterernst — was giebt es, Beschützer der holden Musika?

Waldstein.

Ich komme im Namen der Barmherzigkeit, und wann hätte diese bei Maximilian Franz vergebens gesprochen? Es handelt sich um Abhülfe großer Noth und zwar durch eine mäßige Gehaltszulage —

Kurfürst.

Also doch — man muß meinen Schatz für unerschöpflich halten.

Waldstein.

Sie wissen, Durchlaucht, daß die Familie Beethoven nun seit drei Generationen diesem Hofe dient, zuerst der ehrenhafte Kapellmeister Ludwig, dann seit 42 Jahren der Johann —

Kurfürst.

Der alte Trunkenbold, schöne Geschichten höre ich von ihm —

Waldstein.

Jetzt auch seit 9 Jahren der junge Ludwig —

Kurfürst.

Schweigen Sie mir von diesem hoffärtigen Menschen, da kommen Sie ganz zur unrechten Zeit — er ist ein Naseweis, der unehrerbietig dasteht, selbst wenn ich mit ihm spreche, und mir antwortet, wie wenn er mit Neefe und Romberg sich unterhielte — er hat erst gestern Abend — doch ich soll schweigen — aber er verdient eine Lektion.

Waldstein.

Mag sein, ich will ihn nicht entschuldigen. Er ist ein noch ungeschliffener Edelstein, aber vom reinsten Wasser; er wird uns den unsterblichen Mozart ersetzen, er —

Kurfürst.

Ich bin aber kein Steinschleifer, und will seine Zukunft abwarten.

Waldstein.

Aber er wird von der Noth erdrückt und aufgezehrt, er hat für alle seine Arbeit in Eurer Durchlaucht Münster, Theater und Kapelle 100 Thlr. jährlich.

Kurfürst.

Und sein Vater?

Waldstein.

200 Thlr. Da sind aber noch zwei Buben zu erhalten, und die Mutter ist todt, sie müssen also eine Magd haben.

Kurfürst.

Mag er zuverdienen, Stunden geben, Noten abschreiben, das wird seinen Hochmuth abkühlen.

Waldstein.

Geben Sie ihm nur hundert Thlr. jährliche Zulage!

Kurfürst.

Das ist viel — doch ich will gnädig sein, mehr als er verdient. Er soll die 100 Thlr. Zulage haben, nämlich so: der alte Johann hat

keinen Ton mehr in der Kehle, er hat ihn längst heruntergespült, dieser soll mit 100 Thlr. pensionirt werden, und die 200 Thlr: soll sein Sohn, der Ludwig, erhalten — das ist für einen so jungen Hoforganisten eine schnelle Carriere.

Waldstein.

Dann hat ja die Familie so viel wie vorher, keinen Heller mehr —

Kurfürst.

Nun, die Zukunft wird mehr bringen. Lassen Sie das Dekret so ausfertigen und lassen Sie dabei einfließen, der junge Mann solle sich bescheidener bei Hofe, namentlich bei der Gräfin Hatzfeld betragen, oder es wird ihm schlimm bekommen. So machen Sie es, und nun ist es abgethan.

(Waldstein tritt bekümmert zu Spiegel.)

Elfter Auftritt.

Hoflakei. — Die Vorigen.

Hoflakei.

Monsignore Pacca.

Kurfürst.

Ei, was will Der? Ein böser Tag das, heute. Er ist willkommen.

(Lakei ab.)

Spiegel (bei Seite zu Waldstein)

Gehen wir, Freund, das Reich der Wissenschaft und Kunst bricht hier zusammen. Die alten Gewalten erheben sich zu einem nochmaligen Kampfe auf Leben und Tod! Man hat mit dem Geiste gespielt, und nun er sich nicht von Wachs und Thon zeigt, da er eigne Kraft, eignen Willen verräth, will man ihn wieder ersticken und begraben! Ob man's vermögen wird?

(Waldstein und Spiegel zur anderen Seite ab.)

Zwölfter Auftritt.

Nuntius Pacca. — Der Kurfürst.

Kurfürst.

Kommen Sie, Monsignore, meine Entschließung wegen der Emser Punktationen entgegenzunehmen, so wäre es zu früh und selbst gegen unsre Verabredung. Der Gegenstand ist so wichtig und umfassend, und kann doch nur in Vereinbarung mit den Kurfürsten von Mainz und Trier vorwärts kommen —

Pacca.

Verzeihung, Durchlaucht, deshalb komme ich nicht. Es handelt sich um Größeres. Der heilige Vater wird jetzt von den Emser Punktationen absehen — nicht daß er deren Verdammung aufgebe, nicht daß er den deutschen Nuntiaturen mit den Facultäten der Dispense und Appellationen entsage — der heilige Stuhl kann niemals etwas aufgeben, niemals seinem Rechte entsagen — aber auch Sie und die Herren Erzbischöfe von Mainz und Trier werden jetzt von ihrem Widerstande gegen den Willen unsres gemeinsamen Vaters und Oberhauptes abstehen. All diese Dinge und kleinen Zwistigkeiten werden zur Seite gedrängt von den furchtbaren Ereignissen, vergessen vor dem nahenden Sturm — wer denkt an das Recht, Fische zu fangen, wenn der Strom die Dämme durchbricht und das ganze Land überfluthet?

Kurfürst.

Sie sprechen ja so düster, Monsignore, ist etwas geschehen?

Pacca.

Was wir vorausgesehen und vorausgesagt, es beginnt einzutreffen. Vor einer halben Stunde ist ein Eilbote bei mir angelangt, und nach Durchlesung der Depeschen eilte ich sofort zu Ihnen.

Kurfürst.

Und was melden Sie?

Pacca.

Wahrscheinlich erhalten auch Durchlaucht diese Nachrichten im Laufe des Tages.

Kurfürst.

So theilen Sie mir sie gleich mit.

Pacca.

Die Alliirten ziehen sich zurück, haben die Straße nach Chalons verlassen und gehen nach Luxemburg zurück.

Kurfürst.

Unglaublich — und warum? die Gründe?

Pacca.

Der altersschwache Braunschweig hat die rechte Zeit versäumt; verständiger als die deutschen Fürsten haben die französischen Generale sich vereinigt; es fehlt den verbündeten Heeren an Lebensmitteln, das Wetter ist furchtbar, das ganze Land in einen einzigen Morast verwandelt,

die Ruhr unter den Truppen ausgebrochen, daß mehr als ein Viertel kampfunfähig geworden —

Kurfürst.

O, unsre Hoffnungen, unsre Träume! So ist meine Schwester verloren, mein Schwager nicht zu retten!

Pacca.

Aber mehr noch, Durchlaucht — die deutsche Grenze ist durch diesen Rückzug aus der Champagne ungeschützt, das Rheinland ohne Vertheidigung —

Kurfürst.

Das deutsche Reich hat Frankreich den Krieg nicht erklärt —

Pacca.

Und werden die Sansculots sich hieran kehren? Sie, die dem Altar des Herrn, der heiligen Kirche Christi den Krieg erklärten, sie geplündert und geschändet, ihre Güter eingezogen, die treuen Priester verjagt und eidbrüchige an ihre Stelle gesetzt, sie werden sich um die Form einer Kriegserklärung kümmern?

Kurfürst.

Aber ihre Armeen können ja die Alliirten nicht im Rücken lassen und an den Rhein bringen —

Pacca.

Das thun sie auch nicht; aber geflüchtete Priester aus dem Elsaß, die gestern bei mir eintrafen, meldeten mir, daß ein Heer von 20,000 Mann sich bei Straßburg gesammelt und unter dem General Custine nach Speyer dirigirt hat, um die dortigen großen Kriegsvorräthe zu nehmen und Brandschatzungen aufzulegen.

Kurfürst.

Ist das möglich?

Pacca.

Sogar sicher — vielleicht sind sie jetzt schon auf dem Marsche.

Kurfürst.

Bei Speyer stehen aber 1000 Mann Oesterreicher und das kurmainz'sche Regiment Winkelmann von 2000 Mann.

Pacca.

Und Sie glauben, Durchlaucht, dieser kleine Haufe von Soldaten, der noch keinen Feind gesehen, wird 20,000 Mann der wildbegeisterten Franzosen zu widerstehen vermögen?

Kurfürst.

Aber was ist da zu thun?

Pacca.

Sind die Franzosen erst im Lande, so breiten sie sich darin aus, sie werden Worms, Mainz, Coblenz nehmen —

Kurfürst.

Sie übertreiben, Pacca, Sie fürchten zu viel, so rasch geht es nun doch nicht.

Pacca.

Jetzt wird es sich rächen, was die Deutschen stets gesündigt, und daß sie auf unsre Mahnungen nie gehört! Der heilige Vater hat die deutschen Fürsten wiederholt aufgerufen, sich gegen das gallische Satanswerk von Beginn an zu vereinigen, allen kleinlichen Hader von sich zu werfen, sich um den heiligen Stuhl zu schaaren und den fränkischen Antichrist zu erdrücken, da er noch klein und schwach gewesen — aber nein, nein, sie liebäugelten mit Aufklärung und Wissenschaft, wollten sich durch Poeten und Künstler verherrlichen, ließen den Unglauben unter ihren Augen groß werden, wollten dem heiligen Vater alle seine Rechte abmakeln und unter einander das alte, diplomatische Spiel treiben. Es muß anders werden! Die Götzenaltäre müssen wieder fallen, Rom wird noch einmal das Banner des heiligen Petrus entfalten; darunter müssen sich Alle bergen, und es wird die Welt noch einmal retten. Sie Alle müssen ihm Treue schwören und seinen Willen vollführen — sonst gehen Alle unter. Doch ich bin noch nicht zu Ende.

Kurfürst.

Noch nicht, noch mehr Hiobsposten?

Pacca.

Ja, Durchlaucht, und vielleicht die schlimmsten —

Kurfürst.

Himmel! Und —

Pacca.

Der Feind rückt nicht blos von Außen heran — auch im Innern ist er bereits erschienen.

Kurfürst.

Was meinen Sie damit?

Pacca.

Deutsche Agenten der französischen Revoltion wühlen im Volke und

regen es auf, Kirche und Thron umzustoßen: Ueberall haben sie ihre Helfer, ihre Spione, ihre Wortführer, die dem Volke Reichthum und Glück verheißen. Kommen die Franzosen, so reichen sie ihnen die Hände und übergeben ihnen Stadt und Land.

Kurfürst.

Sie übertreiben, Monsignore, das thun Deutsche nicht, das wäre Hoch= und Landesverrath!

Pacca.

Und wenn ich Ihnen sage, denn auch wir haben unsre Wächter und Contremineure, und wenn ich Ihnen sage, daß ganz Mainz unterwühlt ist, daß in der nächsten Umgebung des Kurfürsten, daß in der Garnison, daß unter deren Commandanten selbst Verräther vorhanden sind —

Kurfürst.

Und haben Sie den Kurfürsten nicht davon unterrichtet?

Pacca.

Er ist es, er weiß es, aber er vermag es nicht mehr zu bewältigen — aber Sie, Durchlaucht, Sie vermögen es noch, hier —

Kurfürst.

Was wollen Sie damit sagen? Hier lebt kein Verräther — Sie verleumden meine Unterthanen, Sie wollen Mißtrauen säen, Sie wollen mich mit ihnen entzweien — ich habe zu gerecht und milde regiert, Jedem Gehör geschenkt, Jedem Gutes gewährt, als daß ich Solches zu fürchten hätte.

Pacca.

So soll ich Ihnen die Thatsachen verschweigen, weil sie Ihnen unangenehm sind?

Kurfürst.

Rücken Sie mit Ihren Thatsachen heraus!

Pacca.

Das soll geschehen, wenn —

Kurfürst.

So nennen Sie Namen, Namen —

Pacca.

Ich habe Beweise, aber noch nicht genügend, ich werde sie erhalten, vielleicht noch heute.

Kurfürst.

Nein, nein, ich will Namen; um selbst urtheilen zu können — alsdann Ihre Beweise.

Pacca.

Gut, Sie drängen mich, Sie fordern es; ich nenne Ihnen vorerst nur zwei — den Mann der erhabenen, erleuchtenden und erleuchteten Wissenschaft — Eulogius Schneider, den Mann der holden, bildenden, befruchtenden Kunst — Ludwig van Beethoven — sie sind Verschwörer, sie haben einen Jakobinerclub gebildet, sie werben Anhänger — Sie trauen mir zu, Durchlaucht, daß ich mich nicht so weit compromittiren würde, wenn ich nicht schon hinlänglich Beweise hätte, diese Namen nennen zu dürfen.

Kurfürst (nach einer Pause).

Schneider — ja, dem traue ich es schon zu — aber Beethoven — (stärker) kommt mir dieser Name heute auf jedem Schritte unangenehm entgegen — doch mich schreckt man nicht, ich bin kein Schwächling — ich will sofort Maßregeln treffen, diese Schurken unschädlich zu machen; ich lasse sie verhaften —

Pacca.

Nicht doch, Durchlaucht, nicht den geringsten Schritt gegen sie in diesem Augenblicke; wir warnen sonst die Schufte — das Garn ist aufgestellt, jetzt müssen sich die Vögel erst darin verlaufen, dann in flagranti überrascht und das ganze Wespennest zerstört! Vertrauen Sie mir.

Kurfürst (nach einigem Nachdenken).

Es sei so, und wann hoffen Sie, die Beweise in Händen zu haben, daß wir unseren Schlag ausführen können?

Pacca.

Ich hoffe, schon in heutiger Nacht, sonst morgen.

Kurfürst.

Kommen Sie, Pacca, begleiten Sie mich zum Poppelsdorfer Schloß zum Diner, die Gräfin Hatzfeld wartet unsrer dort; unterwegs besprechen wir die weiteren Schritte — dann aber soll die Schuldigen der Blitzstrahl wie aus heitrem Himmel treffen und sie zerschmettern! (Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer im Breuning'schen Hause.

Leonore von Breuning (allein, tritt vom Fenster zurück, durch das sie gesehen).

Da geht er endlich hin, der unglückliche und doch so herrliche Beethoven. Das vermochte nur die Mutter über ihn. Ihrem Wort, ihrem Blick kann er nichts versagen. Er giebt so ungern Unterricht, und doch wird der Baron Fürstenberg ihn gut honoriren, und dessen bedarf der arme Junge sehr. Wie ist doch das Geschick so sonderbar; es hat ihn so reich gemacht an den höchsten Gaben des Menschen, und ihm doch wieder so viele der gewöhnlichsten entzogen ... Welch' innigen Antheil ich an ihm nehme; wie ich mich zu ihm hingezogen fühle ... Mögen sie, die schnippischen Mädchen und die klugen Leute, mögen sie immerhin über ihn spötteln, sein düstres Aussehen, seine herben Manieren, seine oft rauhen Worte — ich kenne ihn besser, seit Jahren schon, seit ich ihn beobachten lernte — wie zart und tieffühlend ist sein Gemüth, welche Welt von Empfindungen umschließt sein Herz, und dann — sein unnachahmliches Spiel, die Hoheit, die Fülle, die ... wie vermöchte ich es auszudrücken — aber wie oft schon hat er mich begeistert, hingerissen — o, wenn ich ihn anblicke, kommt es mir vor, als ob wir Alle, als ob auch ich schuldig wäre, ihm zu ersetzen, was diese Erde ihm versagte und angethan, zu ersetzen für das Stück Himmel, das er uns herabbringt und in die Brust senkt ... (tritt wieder an's Fenster) doch sieh, da kommt er ja schon wieder zurück ...

Zweiter Auftritt.

Beethoven. — Leonore.

Leonore.

Beethoven! Sie sind schon wieder zurück?!

Beethoven.

Ja, ich konnt' nicht anders.

Leonore.

War der Baron nicht zu Hause? Er wollte Sie ja um diese Zeit erwarten.

Beethoven.

Ich weiß es nicht.

Leonore.

Nun?

Beethoven.

Ich kam bis zum Portal des großen Hauses; da stand ich still, da mußt' ich umkehren ... morgen, Leonore, morgen will ich hingehen und anfangen.

Leonore.

Das wird der Baron sehr übelnehmen. Solche Herren ...

Beethoven.

Das ist es ja eben, darum sind sie unsere Herren; sie erlauben sich Alles gegen uns und finden das ganz natürlich; aber der geringste Anstoß unsrerseits versetzt sie in grenzenloses Erstaunen, in Unwillen, Zorn — wären wir aber einig, was vermöchten sie gegen uns?

Leonore.

Aber, Beethoven, Unterricht macht keinen Herrn und keinen Diener, nur Lehrer und Schüler —

Beethoven.

Ach, Leonore, das wissen Sie nicht — das Geld, der karge, und doch so schnöde Lohn macht es — aber nein! das ist es nicht, was mich zurückschreckt ... O Leonore, wenn Sie wüßten, welche Qual mir diese ungeschickten Schüler verursachen! Dieses Stümpern, diese harten Stöße, falschen Griffe und Takte, dieses unverständige Hantiren der feinsten Musikstücke! — ja, Ihnen kann ich es offenbaren: bisweilen, wenn mir solche Disharmonien eine Viertelstunde das Ohr zerrissen haben —

dann höre ich nur noch wie von ferne, so wie wenn das Auge durch einen Nebel sieht, und dann — dann hört es ganz auf, ich höre nichts mehr, ich vermag das Spiel des Schülers nur noch zu sehen, und dann überfällt mich ein Todesgrauen, es könnte so bleiben, immer, immer, daß ich nichts, nichts mehr hörte — und es dauert längere Zeit, nachdem der unselige Unterricht vorüber, bis ich mich überzeugt, daß es nicht so ist, daß ich mein Gehör noch habe, mein ganzes feines musikalisches Gehör! Begreifen Sie nun, Leonore, meine Abneigung gegen das Unterrichtgeben? Nein, nein! es ist nicht Trägheit, nicht Selbstüberschätzung ich kenne meine Pflicht, und was man von mir verlangen kann, meines Vaters, meiner Brüder willen — aber darf ich dies Jedermann, ja nur irgend Jemandem außer Ihnen sagen? Riskirte ich nicht, daß man mir bald nachsagen würde, ich wäre auf dem Wege zur Taubheit — Himmel! welch' vernichtender Gedanke!

Leonore.

Entsetzlich! Hören Sie auf, Ludwig, ich begreife Ihre Pein, ich fühle sie mit Ihnen, Sie haben volles Recht — dann aber muß auch ich, muß Lenz auf Ihren Unterricht verzichten, wir dürfen Ihre Freundschaft nicht mißbrauchen zu unsrem Besten —

Beethoven.

Um Himmels willen, Leonore, wie kommen Sie auf diesen Gedanken! Sie, mit Ihrem gefühlvollen, verständnißreichen Spiel, Sie, von der ich selbst lerne, denn während mein stürmischer Geist jede Composition von der Kraft- und Machtseite nimmt, zeigt Ihr sanfteres Geben, Ihr heiteres, liebes Spiel mir oft, daß jene auch von ganz andrer Seite aufgefaßt werden könne, ohne gerade mißverstanden zu werden; Sie, deren Fehlgriffe selbst mir unendliches Vergnügen machen, da ich denn doch etwas einmal an Ihnen, dem vollkommenen, abgeschlossenen, herrlichen Wesen zu verbessern habe — bei Ihnen bin ich ganz Gehör — Sie würden mich sehr unglücklich machen —

Leonore.

Ludwig, Sie beschämen mich!

Beethoven.

Aber, Leonore, es war doch noch etwas Anderes, was mich vor den Pforten des Fürstenberg'schen Hauses umkehren ließ —

Leonore.

Was war dies? Theilen Sie es mir mit.

Beethoven.

Es ist wahrscheinlich unbescheiden, aber es drückt mich allzusehr —

Leonore.

Sagen Sie mir Alles, Ihr Vertrauen ehrt und beglückt mich.

Beethoven.

Leonore, Ihre Mutter war heute so traurig, so schwermüthig, als ich bei ihr war — was war die Ursache? Darf ich es wissen? Auch war sie in Trauerkleidern — und es ist doch kein Verwandter, kein Freund mit Tode abgegangen — der Gedanke daran machte es mir unmöglich, zum Baron zu gehen!

Leonore.

Oh, Sie edler, theilnehmender Freund! Ich will es Ihnen sagen, es ist ja kein Geheimniß — nur spricht das aufrichtige Gefühl niemals gern von sich selbst. Ludwig, es ist heute der Sterbetag meines Vaters.

Beethoven.

Ihres Vaters? heute?

Leonore.

Fünfzehn Jahre sind seitdem verflossen, aber meine Mutter und wir Kinder mit ihr können diesen Tag niemals ohne tiefe Trauer verbringen, und meine Mutter legt an ihm immer wieder ihre Wittwenkleider an.

Beethoven.

Oh, ich begreife — aber wie war es doch um den Tod Ihres Vaters? Ich habe davon als Kind reden hören, aber das Nähere des unglücklichen Vorgangs niemals erfahren.

Leonore.

Es war vor fünfzehn Jahren, des Nachts um drei Uhr, als unter dem Dache des Schlosses Feuer auskam. Es mochte da schon lange geglimmt haben, aber erst um diese Zeit ward es bemerkt, als die Flamme bereits zu den Dachluken herausschlug. Es ward Lärm, die ganze Stadt gerieth in wilde Bewegung, man machte alle möglichen Anstrengungen, aber bei dem starken Winde breitete sich das Feuer schnell weiter aus, und ergriff schon den Mittelthurm. Es war fünf Uhr, da begann das Glockenspiel im Thurme die Ouverture zum „Deserteur", und wie grausig klangen die heitren Weisen mitten durch die rasenden Elemente und den Aufruhr der Menschen. Noch war das Stück nicht zur Hälfte gelangt, als die Grundmauern des Thurmes nachgaben, und das Gebälk sammt

den Glocken hinunterstürzte in das Flammenmeer. Mein Väter, der als Kanzler des deutschen Ordens den Archiven vorstand, hatte sich frühzeitig in den Bureaus eingefunden. Als er das Feuer auch diesem Theile des Schlosses sich nähern sah, und die Archive davon bedroht glaubte, ließ er eine Brandspritze in den inneren Hof fahren, und er selbst, seinen Leuten voran, bediente sie und ließ einen Wasserstrom gegen die Thüren und Fenster der Archive spielen. Sie wurden gerettet, aber mitten in dieser Arbeit stürzte plötzlich das Dach der großen Marmortreppe zusammen, schwere Steine fielen donnernd in den Hof und schlugen meinen Vater und vierzehn andere Personen zu Boden. Man brachte ihn schwer verwundet nach Hause, er litt furchtbar, in den Armen meiner unglücklichen Mutter verschied er in der folgenden Nacht — die anderen Getroffenen wurden sämmtlich geheilt — — (mit Thränen) er war ein so edler und geistvoller Mann, voll Hingebung und Aufopferung, und zählte erst sechsunddreißig Jahre — sein Bild steht noch unverwischt vor meiner Seele — ich war fünf Jahre alt, als er uns auf immer entrissen ward.

Beethoven
(nach einer Pause, die Hände vor das Gesicht breitend, wirft sich auf einen Sessel).

Oh, ihr glücklichen Kinder!

Leonore.

Glücklich, Beethoven, was sagen Sie!

Beethoven.

Glücklich, sag' ich, glücklich! Denn das Bild Eures Vaters steht im Lichte der edelsten Ehrenhaftigkeit vor Euch, vor aller Welt, heut' und immerdar, mit dem Kranze der Treue und des Ruhmes das Haupt geschmückt. Wenn sein Name genannt wird, kann Euer Auge sich leuchtend erheben, und aus jedem Blicke, dem es begegnet, strahlt Euch das Wort entgegen: seid stolz auf ihn, er war untadelig, ein Held —

Leonore.

Ja, das können wir —

Beethoven.

Ha! Und ich komme auch vom Kranken-, wahrscheinlich vom Sterbelager eines Vaters! Aber ich muß mich ängsten, daß man seinen Namen nennt, die Röthe der Scham steigt mir auf die Wange, wenn man mich nach seinem Befinden, nach seiner Krankheit frägt, denn schon in dieser Frage liegt seine Schmach — ich bin sehr, sehr unglücklich — —

Leonore.

O Ludwig —

Beethoven

Was trauert Ihr um den Heimgegangenen, der vom Lichte des Himmels angestrahlt ist, fleckenlos, sonnenhell? — aber um das geheiligte Haupt des Vaters noch bei seinem Leben erröthen zu müssen — das ist Trauer, das ist eine Qual!

Leonore (tritt an ihn heran).

Ludwig, Sie sind außer sich. Sie gehen zu weit — eine Schwäche ist noch kein Vergehen, noch kein Verbrechen, noch kein Schimpf für immer — sehen Sie nicht, wie wir Sie ehren, Sie lieben, Sie für der Unsren Einen erachten!

Beethoven.

Ja, Leonore, Ihr waret immer mein Trost, Ihr seid stets meine Aufrichtung! Wenn ich daheim nur in eine Hölle blickte, Euer Haus öffnete mir ein Paradies — wenn mich dort die Furien der Gemeinheit, der Rohheit, wüster Leidenschaften umgaben, bei Euch kamen die Engel des Friedens, der Freundschaft, der Würde und des Adels mir entgegen — wenn dort mitten in die Versammlung der lautersten Geisterchöre, die meine Kunst um mich schaarte, immer wieder der häßliche, schrille Mißton fiel, der sie alle verscheuchte, und ich rief ihnen lechzend, verzweifelnd, und sie wollten nicht wiederkehren in meine öde Einsamkeit — so ich in das ewig reine Auge Deiner Mutter blickte, und dann in Deines, nur noch reicher, noch zärtlicher, göttlicher Unschuld voll, und den Wohlklang Deiner Stimme vernahm, und der Anmuth und der holden Lieblichkeit Deiner Erscheinung bewußt ward — da kamen sie alle zurück, und die Dämonen meiner Brust entschliefen, und der Geist stieg mächtig empor über Sonne und Sterne in das Unendliche — o Leonore, (beugt das Knie vor ihr) wie verehr' ich, wie bet' ich Dich an, wie — —

Leonore (neigt sich sanft zu ihm).

Steh' auf, theurer Freund, nicht so, steh' auf, Du bist zu groß, um das Kniee zu beugen, Du überträgst Deine eigene Hoheit auf mich schwaches, unbedeutendes Mädchen — und doch beglückt es mich so sehr —

Beethoven (springt auf).

Leonore, darf ich hoffen, darf ich glauben —

Leonore.

Stürmischer Mann, könnte mein Arm Dich aus allem Wirrsal reißen und dem ungetrübten Schaffen Deines Genius übergeben — wie glücklich wär' ich!

Beethoven.

Du kannst es, Du vermagst es, Mädchen, Engel, Leonore — Du hast es schon gethan, wenn Dein Herz sich mir zuwendet ...

Leonore.

Das thut es ja seit langer Zeit —

Beethoven.

Ist es Wahrheit? Kein Traum? Kein Gebilde meiner entflammten Phantasie? — (er ergreift ihre beiden Hände) Leonore, sag' es mir: Gehört Dein Herz mir? (Er reißt sie an seine Brust.)

(Man hört Schritte im Nebenzimmer.)

Leonore.

Ludwig, beruhige Dich, es kommt Jemand. (Sie entwindet sich seinen Armen.)

Dritter Auftritt.

Stephan. — Die Vorigen.

Stephan (blickt Leonoren und Beethoven an).

Was ist Euch, was habt Ihr?

Beethoven (eilt auf ihn zu).

Stephan, Freund meines Herzens, willst Du mir auch Bruder sein?

Stephan.

Bruder? (blickt nochmals auf Leonoren, die gesenkten Hauptes dasteht, dann mit fester Stimme:) Ludwig, wird es dereinst so weit sein — dann werd' ich Dir auch Bruder sein, wie ich bis jetzt Dein Freund gewesen.

Beethoven.

Himmel, wie reich machst Du mich mit Einem Male? Stephan, Du sagtest heute zu mir: Du mußt fort von hier — sieh, jetzt kann ich erst recht nicht fort, jetzt schlingen sich unzereißbare Bande um mich und diesen heiligen Fleck der Erde! Auch bedarf ich es nicht mehr — was Gesetz und Formel, Regel und Geheimniß der Kunst! — in dieser Seele (auf Leonoren deutend) liegen alle Schätze der Harmonie und eröffnen sich mir! Ich werde sie heben, diese Schätze, und an das Licht des

Tages bringen, daß der Strom ihrer Töne über die ganze Erde und durch alle Zeiten der Menschheit rausche! — Lebe wohl, Leonore, lebe wohl, Stephan, bald sehe ich Euch wieder! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Stephan. — Leonore.

Stephan.

Wie ist das so schnell gekommen? Leonore, liebst Du ihn wirklich?

Leonore (nach einer Pause).

Ich weiß es nicht, ich ahn' es nur — sieh, Bruder, könnte ich all' die grauen Wolken von seinem Himmel fegen, daß er sich blau und lauter über ihn wölbe; könnt' ich mit meinen Händen all' das Geröll auf seinem Wege hinwegräumen — ich wäre unendlich glücklich, und glaubte, ein unsterbliches Werk vollbracht zu haben!

Stephan.

Wir haben keinen Vater, Schwester; komm zur Mutter; ihr darf nichts verborgen bleiben, keine Stunde, keinen Augenblick, was Dein, was unser Geschick betrifft. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Veränderung: ein großes Zimmer im Hause des Professors Eulogius Schneider.

Schneider. — Dereser.

Schneider.

Also du gehst, Dereser?

Dereser.

In den nächsten Tagen. Ich habe meinen Abschied in der Tasche, und der gutmüthige Spiegel hat dafür gesorgt, daß er in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt ist. Ich gehe nach Straßburg und gedenke dort außer dem Professor den Bischof zu spielen, natürlich den Volksbischof. Und Du, Schneider?

Schneider.

Ich bin entschlossen, hier zu bleiben, bis Alles geschehen ist.

Dereser.

Und was soll dieses Alles sein? Du liebst es noch immer, in Räthseln zu sprechen.

Schneider.

Immer aber nur, bis die Zeit der Lösung gekommen. Für Dich ist sie gekommen. Ich will hier bleiben, bis die Franken entweder hierher kommen, oder gar nicht hierherkommen.

Dereser.

Da weiß ich so viel wie vorher: Mensch, komm' aus Deiner Unklarheit heraus, wenn es Dir möglich ist.

Schneider.

Ich dächte, Du weißt, daß ich herauskommen kann, wenn ich will, denn in Wirklichkeit bin ich niemals darin. Thaddäus, erinnerst Du Dich, wie ich Dich aus unserm Franziskanerkloster herauscomplimentirte? Ich sagte Dir damals: an den Höfen der Fürsten treffen wir uns wieder, diese sind aber nur andere Klöster, deren Pforten wir zu sprengen haben. Nun, ist es Dir jetzt verständlich? Von den Höfen zu Stuttgart und Bonn gehen wir nach Straßburg und Paris, dort erst sind wir in's Freie gelangt, hat das Klosterleben, die Verstellung, die Heuchelei mit der Religion wie mit der Wissenschaft ein Ende — der Mönch hört endlich auf, der Mensch beginnt! Das soll ein Leben der Freiheit, schrankenloser, trunkener Freiheit werden! Ist das klar? Begreifst Du das?

Dereser.

Sehr wohl, aber nicht, was Du hier noch zu thun gedenkest.

Schneider.

Mensch, eine Macht werden, eine Achtung gebietende Macht, welche den Franken imponirt. Hier will ich verdienen, was ich dort sein und gelten werde.

Dereser.

Du willst also?

Schneider.

Was eben jetzt in Mainz geschieht, und wovon der Knotenpunkt in meinen Händen liegt, das soll auch hier geschehen, und dann ist das ganze Rheinland von den Banden der Knechtschaft befreit.

Dereser.

Meinst Du denn wirklich, daß Mainz in die Hände der Franken fallen wird?

Schneider.

Das ist so gewiß, wie wir hier sind. Der Oberstlieutenant Eicken=

macher hat die Garnison und die Befestigungen, Forster das Volk, und der Leibmedicus Wiedekind den Kurfürsten selbst in den Händen — ich sie Alle, sammt dem Frankengeneral Custine. Den Kurfürsten lasse ich entrinnen, er mag nach Würzburg laufen — ich will noch kein Beispiel geben, ich will Blutvergießen nur, wo die Freiheit es verlangt — dann keine Schonung, mögen Tausende von Köpfen wie Aehren vor der Sichel fallen — aber jetzt wäre es noch zu früh.

Dereser.

Wir werden sehen. Also dies Alles in Deinen Händen? Nun, ich will die Zweifel über Deine etwas großsprecherischen Aussagen zurückbehalten. Aber hier?

Schneider.

Hier? Nun, da wird dasselbe Spiel gespielt. Giebt es hier nicht dasselbe Ziel, dieselben Feinde, dieselben Werkzeuge, Triebe und Kräfte? Also setzen wir sie in derselben Weise in Bewegung.

Dereser.

Du bist ein merkwürdiger Mensch.

Schneider.

Ha, die Schlange häutet sich. Aus dem albernen Mönch entpuppte sich der weise Professor; jetzt soll aus diesem der allmächtige Volksführer herausspringen. Eines ist nicht schwerer als das Andere.

Dereser.

Und fürchtest Du keine Gefahr für Dich? Haben die Gegner keine Spione?

Schneider.

Mag sein. Aber meine Augen sind scharf und wachsam. Im schlimmsten Falle müssen mir meine Anhänger forthelfen, damit ich sie nicht compromittire. Und dann, Thaddäus, unser bester Bundesgenosse ist die Furcht unsrer Gegner, die Panik, die sich der kleinen Geister unsrer Feinde bemächtigt hat. Auf unsrer Seite ist die Begeisterung, der Reiz der Neuheit, Gewinn und Vortheil und der unerträgliche Druck, den die Tyrannen — das sind die Fürsten, die Ritter und die Priester — auf den Nacken des Volkes gelegt; auf jener Seite nichts als der Sold und der anerzogene Sklavensinn — schwache Schutzmittel, ihre Sache ist verloren — in kurzer Zeit und für immer!

Dereser.

Dein Glaube ist stark, möge er Berge versetzen!

Schneider.

Ach, er hat es nur mit Maulwurfshügeln zu thun.

Dereser.

Du könntest Dich irren —

Schneider.

Dann heraus mit dem Schwert! Bruder gegen Bruder! Sohn gegen Vater! Es wäre nicht das erste Mal in diesem erbärmlichen Geschlecht!

Sechster Auftritt.

Delambre. — Die Vorigen.

Schneider.

Ha, Delambre! Herein, mein Freund! Hier, Dereser, hast Du einen der treuesten und gewandtesten Anhänger der guten Sache, Herr Delambre, Hoffänger. Nun, wie steht's?

Delambre.

Vortrefflich, Herr Professor. Unsere Leute werden in wenigen Augenblicken hier sein. Sie kommen Alle, und einige neugeworbene zuverlässige Männer dazu.

Schneider.

Schön, schön, ich bin bereit, sie zu empfangen.

Delambre.

Sie erwarten, heute bestimmte Vorschläge von Ihnen entgegenzunehmen, was sie nunmehr zu thun hätten. Sie brennen vor Begier, hervorzutreten und sich ihren Feinden zu zeigen.

Schneider.

Gemach, gemach, die Gelegenheit soll ihnen nicht fehlen, ich werde ihnen unsre Zwecke klar machen und die Mittel angeben, die dahin führen werden. Aber haben Sie ihnen auch gesagt, welches Schicksal den treffen wird, der sich zum Verräther macht?

Delambre.

Ei, gewiß. Wir sind begierig, wir dürsten dem Augenblicke entgegen. Herr Professor, war der junge Beethoven schon hier?

Schneider.

Beethoven, wieso wissen Sie?

Delambre.

Als wenn ich nicht der vertrauteste Freund des jungen Componisten wäre! Er hat mir Ihren Brief gezeigt.

Schneider.

Nun, ist er bereit, meinen Wünschen zu genügen?

Delambre.

Gewiß, er wird kommen.

Dereser.

Was willst Du mit dem jungen Beethoven?

Schneider.

Freund, jeder Volkskrieg will seinen Tyrtäus, will seinen Schlachtgesang haben. Ich werde der deutsche Barde sein, der Mann des Sanges, wie der That. Ich habe ein Lied verfaßt, ein begeisterndes Lied, das alle Herzen fortreißen wird. Dieses Lied, „An die Bastille“ betitelt, soll Beethoven in Musik setzen — dann soll es, mit einem Worte, die Marseillaise des deutschen Volkes sein.

Delambre.

Herr Professor, Sie sind ein großer Genius, der Menschheit zum Heile gesandt.

Schneider.

Dieser Sang soll hinbrausen von den Alpen und dem Rheinstrome bis zum Strande der Ostsee und den Feldern der Magyaren. Und bei seinen Klängen werden die Völker erstehen, die Starken werden die Mattherzigen mit fortreißen. und nach dem Rhythmus dieses Liedes wird die Freiheit ihren Triumphzug halten!

Dereser.

Eulogius, Deine Hoffnungen tragen Deine Phantasie wieder von dannen —

Schneider.

Nur die Zuversicht des Gelingens verbürgt das Gelingen.

Delambre.

Ein herrlicher Ausspruch! Herr Professor, lassen Sie mir auch hier die Ehre und das Verdienst etwas beizutragen. Beethoven wird das Gedicht herrlich componiren; aber, sehen Sie, ich bin Sänger von Fach; Beethoven wird einige Härten, einige unsingbare Stellen lassen; geben Sie mir seine Composition, sobald er sie Ihnen gebracht — ich werde sie zustutzen, für das Volk singbar machen und dann die ganze Nacht

copiren, damit Sie das Lied schon morgen früh unter unseren Freunden austheilen können, und diese es einstudiren.

Schneider.

Vortrefflich, so soll es sein; sobald ich sein Manuskript habe, erhalten Sie es, und Sie verfahren damit, wie Sie gesagt.

(Es treten nach und nach einige Männer ein und sammeln sich im Hintergrunde.)

Delambre.

Herr Professor, die Leute kommen, Sie werden begeisterte Reden halten, Sie, der Meister der Beredtsamkeit. Sollen diese Reden der Vergessenheit anheimfallen? Gestatten Sie, daß ich mir das Schönste, Bedeutendste daraus notire? Ich kann es dann später Anderen wiederholen und sagen: das hat der große Meister gesprochen!

Schneider.

Das gestatte ich Ihnen sehr gern, thun Sie es ja.

Delambre (bei Seite).

Jetzt habe ich sie Beide, das Netz ist ausgespannt, gewiß, sie fallen hinein.

Siebenter Auftritt.

Eine Anzahl Männer aus allen Klassen des Volkes. — **Die Vorigen.**

Schneider

(geht nach dem Hintergrunde und begrüßt die Männer mit Händedruck).

Kommt, Freunde, schließt einen Kreis, wir wollen berathen miteinander! (Die Männer treten vor und schließen einen Halbkreis um Schneider und Dereser. Delambre hält sich hinter dem Kreise und notirt von Zeit zu Zeit in seine Brieftasche.) Wohlan, Freunde, den Gruß voran, den Gruß: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Alle (rufen jubelnd).

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, hoch!

Schneider.

Das ist der Gruß der Freien und Gerechten, der Schrecken der Tyrannen und ihrer Knechte, die davor erbleichen hinter den Wänden ihrer Schlösser und den Mauern und Wällen ihrer Zwingburgen, ihrer Bastillen! Nieder mit ihnen!

Alle.

Nieder mit ihnen, nieder!

Schneider.

Wir selbst sind Zeugen dessen: hier ist Freiheit, Jeder Herr und

Keiner Diener — hier Gleichheit, Jeder oben, Keiner unten — hier Brüderlichkeit, zu leben und zu sterben für einander und den letzten Bissen Brodes zu theilen. Wollet Ihr dies?

Alle (rufen).

Wir wollen es — hoch alle Brüder!

Schneider.

Wie? Sind wir nicht Alle Menschen? Haben wir nicht Alle Augen in unserem Haupte, Arme und Beine an unserm Körper, schlägt nicht Allen das Herz in der Brust und denkt der Geist im Gehirne? Ist nicht Ein Stempel der Würde, Ein Siegel der Hoheit uns Allen aufgeprägt? Es wird Keiner zum Diener, Keiner zum Herrscher geboren — die Menschen selbst machen einander dazu, die Wenigen die Vielen zu Dienern, wollen noch immer die Vielen die Wenigen zu Herrschern erheben? Nimmermehr!

Alle.

Nimmermehr! Nieder mit den Herrschern!

Schneider.

Seid Ihr Alle dieses Sinnes? Schwöret Ihr darauf und wollet mit Gut und Blut dafür einstehen?

Alle.

Wir schwören es, mit Gut und Blut!

Einer (tritt vor).

Aber, Herr Professor —

Schneider.

Nichts da, Herr, nichts da, Professor, hier heißt es: Bürger Schneider! Wir Alle sind Bürger, nichts anderes als Bürger.

Alle.

Bürger Schneider lebe hoch!

Schneider.

Ich danke, Bürger, ich danke Euch, Brüder, aber nun sprecht!

Der Eine.

Gut, Bürger Schneider, wir Alle theilen Eure Gesinnung und sind begeistert dafür. Jetzt aber möchten wir wissen, was vorgeht, wie es um die allgemeine Sache steht?

Schneider.

Recht so, und dazu sind wir versammelt. Das Denken und Sprechen muß immer vorangehen, dann folgt das Handeln, die That. Das wußten

unsere Tyrannen, und darum wollten sie unser Denken verdummen, und das Sprechen verboten sie. Aber der Geist ist stärker als sie, und die Zeit der Freiheit angebrochen. So wisset, Brüder — sie, welche zuerst ihre Zwingburg zertrümmerten, die Bastille, und die schuldlosen Gefangenen befreiten und die Tyrannen besiegten, den Bourbon und die Habsburgerin vom Throne stießen und in das Gefängniß warfen, sie, auch unsere Befreier, die glorreichen Franken, sind unsrer Grenze genaht, haben sie überschritten, sind in das Land eingedrungen — Heil ihnen, Heil uns! (Stille, dann Gemurmel.) Erschrecket nicht, Brüder, jubelt vielmehr! Wisset Ihr, was ihr Kriegsruf ist? Krieg den Palästen, Frieden den Hütten! Wisset Ihr, was auf ihren Fahnen steht? Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Alle Völker sollen frei sein! Alle Nationen sind gleich! Alle Völkerstämme Brüder! Die Tyrannen haben die Völker auf einander gehetzt, um sie zu knechten, eines durch das andere; haben Haß in die Herzen der Nationen geflößt, um sie auszusaugen, eine durch die andere; haben das Schwert und das Todesgeschoß in die Hände der Menschenstämme gedrückt, um sie zu würgen, einen durch den andern — das soll verschwinden von dieser Erde! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und ihre Sendboten sind die Franken, dies ihre Botschaft auch an Euch, Bürger des Erzstiftes Cöln! (Beifallsgemurmel.) Alles, was Euch bedrückt, wird aufgehoben — keine Steuern mehr vom Armen, sondern nur vom Reichen —

Einige (rufen).

Keine Steuern!

Schneider.

Keine Frohnen und Dienste mehr —

Andere.

Keine Dienste!

Schneider.

Keine Polizei und Gensdarmen und Leibwächter und feile Diener!

Andere.

Weg mit der Polizei und den Gensdarmen!

Schneider.

Keine Reichen und Schwelger mehr!

Andere.

Nieder mit den Reichen!

Schneider.

Ihr dem Volke entpreßtes Gut gehört dem Volke und muß ihm zurückgegeben werden!

Alle.

Hoch, hoch, so soll es sein!

(Viele umarmen sich jubelnd.)

Schneider.

Alles dies bringen Euch die Franken, sie nahen mit dem Oelzweig den Bürgern, mit dem Flammenschwert den Palästen.

Alle.

Hoch den Franken!

Einer (tritt vor).

Sagt, Bürger Schneider, wann haben wir sie zu erwarten?

Schneider.

Hört, ich habe soeben einen geheimen Boten empfangen: die Franken stehen bereits vor Mainz, vielleicht sind sie in diesem Augenblicke schon darin —

Alle (erstaunt).

In Mainz?

Schneider.

Ja, dann rücken sie auf Coblenz, und dann kommen sie hierher —

Alle.

Hierher?!

Schneider.

So ist es. Aber, Bürger, dazu muß auch Etwas gethan werden. Meint Ihr, all' die großen, verheißenen Güter fallen nur so in den Schooß? Wir müssen den Franken vorarbeiten, wir müssen ihnen von hier aus die Hand entgegenstrecken. So ist es in Mainz geschehen; das Volk ist mit ihnen im Einverständniß, und so kostet die Einnahme keinen Tropfen Blutes. So müssen auch wir es thun; man kann uns dann nicht widerstehen; dann sind wir die Mitsieger der Franken, und Jeder, der etwas für das große und heilige Werk gethan, wird belohnt und ausgezeichnet werden.

Einige.

Und was sollen wir thun?

Schneider.

Hört aufmerksam zu. Es wird von Euch nicht viel verlangt, aber ganz, ganz werdet Ihr verlangt, versteht Ihr?

Alle.

Ja, ja.

Schneider.

Auf, Ihr Bürger von Bonn, verbreitet Euch durch die Stadt und das Land, gehet in die Hütten und lehret ihre Bewohner, gehet in die Wirthshäuser und stachelt die Unzufriedenen an und kläret die Unwissenden auf. Werbet Brüder und Freunde an, daß die Zahl der Verbündeten wachse und anschwelle, fürchtet Euch nicht, denn die Furcht wohnt bei den Tyrannen, sie getrauen sich nichts wider uns, denn sie wissen, wer hinter uns steht, und daß der Tag der Vergeltung gekommen. Nur kühn herausgetreten; je kühner, je ungescheuter, desto fürchterlicher erscheint ihnen unsre Macht, desto größer vermuthen sie die Legion der Helden der Freiheit. Wenn dann unsre Befreier kommen, fühlen die Tyrannenknechte sich unsicher, fliehen weit hinweg und hinterlassen uns siegreich und glücklich. Wir werden ihnen nicht nachjagen, wir werden sie vergessen. Mögen sie fern von uns alle Pein des besiegten Frevlers empfinden und verschmachtend sterben, indem sie uns frei und großmüthig wissen. Das ist es, was Ihr zu thun habt: Brüder anwerben, so viel Ihr könnt und bereit sein zur massenhaften Erhebung für die Stunde, die kommt. Zu Eurer Unterstützung lasse ich Euch morgen ein herrliches Lied übergeben: „An die Bastille", das lernet Ihr singen, singet es Tag und Nacht, tragt es den Genossen vor, daß ihr Geist und ihr Muth sich daran entflamme. Seid Ihr entschlossen, dies Alles auszuführen?

Alle.

Ja wohl, ja wohl.

Einer.

Wir werden es thun, unerschrocken, in allen Wirthshäusern soll man uns hören, das Lied und unsere Worte dazu; die Tyrannen werden es vernehmen und zittern.

Schneider.

Sehr gut, Brüder; einen Tag um den anderen kommt in der Abendstunde Jeder von Euch zu mir, erzählt mir, was er ausgerichtet; hat er Freunde angeworben, so bringt er sie mit. So lebet wohl, und gutes Glück! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Krieg den Palästen, Frieden den Hütten! Keine Steuern, keine Frohnen, keine Dienste, keine Polizei, keine Reichen mehr!

(Allgemeiner Beifall. Alle nach und nach ab.)

Achter Auftritt.

Schneider. — Dereser. — Delambre.

Dereser (umarmt Schneider).

Vortrefflich! Du hast auch mich begeistert, Schneider! Ich wünsche Dir aufrichtig Glück. Morgen früh reise ich nach Straßburg ab — dort bericht' ich über Dein Thun, über Deine Siege.

Schneider.

Glück auf, Bruder! Auf ein glückliches Wiedersehen im Reiche der Freiheit, der vollen, ganzen Freiheit! (Dereser ab.)

Neunter Auftritt.

Schneider. — Delambre.

Delambre.

Herr Professor, meine Brieftasche ist ganz voll — glänzendere Worte habe ich noch nie gehört, sie müssen unsterblich werden! — Es bleibt also bei unsrer Verabredung: vor Nacht komme ich wieder, vielleicht haben Sie dann schon das Musikblatt Beethovens.

Schneider.

Thun Sie das, Delambre. Es ist jetzt die Zeit, wo ich den jungen Mann zu erwarten habe.

(Delambre ab.)

Schneider.

Noch einige solcher Triumphe, und ich habe eine Höhe erklommen, auf der ich zu den Lenkern der Menschengeschicke gehöre. Der verachtete Mönch wird ein Gewaltiger der Nationen, ein verehrter, wenn es sein muß, ein gefürchteter! Mein Weg ist geöffnet — ich will ihn gehen!

Zehnter Auftritt.

Beethoven. — Schneider.

Schneider.

Ei, Meister Ludwig, seid mir willkommen. Ich danke Ihnen, Herr van Beethoven, für die Freundlichkeit, mit der Sie meinen Wünschen nachkommen. Ich habe Sie zu oft bewundert, war Ihnen und Ihrer Kunst, der erhabensten und genußreichsten aller Künste, zu oft zu hohem

Danke verpflichtet, als daß ich mich nicht glücklich preisen sollte, Sie in meinem bescheidenen Hause zu sehen.

Beethoven.

Dank meinerseits, Herr Professor, Sie wünschen von mir?

Schneider.

Ich hab' es in meinem Briefchen schon angedeutet, und Ihr Erscheinen sagt mir Ihre Bereitwilligkeit schon zu.

Beethoven.

Um was handelt es sich aber?

Schneider.

Sie wissen, mein Herr, wir leben in einer sehr unruhigen, sehr bewegten, sehr stürmischen Zeit —

Beethoven.

Allerdings.

Schneider.

In solcher Zeit müssen alle menschlichen Kräfte, Alles, was der Mensch schaffen und bewegen kann, in Thätigkeit gesetzt werden, um dem Ganzen zu dienen und den Inhalt der Zeit ausleben, um den Sturm der Zeit sich austoben, um das Ziel erreichen zu lassen —

Beethoven.

Wie verstehen Sie das?

Schneider.

Ich meine, nicht das Wort und nicht das Schwert, nicht die Beredtsamkeit und nicht die Handlung genügen, auch die Künste müssen der Menschheit in ihrem Weben und Schaffen dienen, und vor Allem, die beiden himmlischen Schwestern, die Dichtkunst und die Tonkunst.

Beethoven.

Das ist ein großer Gedanke, ich fasse ihn.

Schneider.

Wenn die unedelsten, selbst die gemeinsten Leidenschaften erwachen, in den erhabenen Kampf der Menschheit sich mischen und mit der Gefahr drohen, das Edelste zu schänden und das Größte in den Staub zurückzuwerfen — dann ist es Zeit, daß die Erleuchteten sich verbinden, die Schlacke auszuschmelzen und das reine Metall in Guß zu erhalten: der Dichter muß sein lauteres Wort der Begeisterung sprechen, und der Tonkünstler es mit den ergreifenden Empfindungen durchglühen. So

tönt es hinaus in die Welt und bringt auf allen Zungen nur das Erhabene und Göttliche zum Ausdrucke.

Beethoven.

Ich verstehe, Herr Professor.

Schneider.

Wohlan, mein junger Freund, ich habe ein derartiges Lied gedichtet, und Sie sollen es componiren, sollen es mit einer singbaren Melodie versehen, damit es dem Volke gegeben, vom Volke gefaßt und wiedergeboren werden kann. Gelingt es uns, so wird es seinen Weg durch alle deutschen Gauen nehmen, die Geister wecken, zum Kampfe um die höchsten Güter entflammen und siegen machen.

Beethoven.

Ein großes Werk — ob wir es erreichen? Wir müssen es versuchen, erstreben —

Schneider.

Und Sie, Beethoven, sind der Mann dazu, kein Anderer. Was nutzen mir zu solcher That die alten und veralteten Männer des Schlendrians, die singen, wie sie seit Jahrhunderten gesungen, die Ohren reizen, aber die Seele in Schlaf bringen — in die Zeit der Verjüngung gehört die Jugend hinein, in den Frühling die Lerche des jungen Jahres. Sie, Beethoven, mit Ihrer Verachtung des blos Herkömmlichen, mit dem mächtigen Griff in das Unbekannte, Ungeborene, Sie müssen mein Lied komponiren, um es zugleich zu einem Volks- und zu einem Weltliede zu machen!

Beethoven (nach einer Pause).

Geben Sie das Gedicht her, ich will es setzen — Sie haben mich mächtig angeregt, Sie haben meine Phantasie in Feuer, mein Gefühl in Aufruhr gebracht — schon ehe ich die Worte gelesen, stehen die Töne vor mir und leben; an die Worte sie zu knüpfen, wird ein Leichtes sein. Geben Sie her.

Schneider.

Gern, freudig, mein Sohn, aber ich habe noch einige Bedenken — Sie stehen mit dem kurfürstlichen Hofe in den engsten Beziehungen?

Beethoven.

Beziehungen? In keinen anderen, als in denen eines kümmerlich bezahlten Bediensteten. Ich spiele, wenn man es mir befiehlt, mache

Musik, wenn man mir winkt, und dafür erhalte ich einen Sold, der uns gerade vor dem Verhungern schützt.

Schneider.

Aber der Kurfürst läßt Ihnen doch Gnadengeschenke zukommen; wenn Sie die Welt durch Ihr Spiel und Ihre Compositionen hingerissen, so belohnt er Sie doch bisweilen eines Fürsten würdig?

Beethoven.

Mich? Nie. Ha! ich erhielt vor einiger Zeit wirklich einige kleine, wie Sie es nennen, Gnadengeschenke, aber als ich dankbaren Herzens, denn es war für mich fühlbarer Noth abgeholfen worden, dem hohen Herrn meinen Dank aussprach, fuhr er mich an: „Er hat von mir nichts erhalten und nichts zu erhoffen. Ich befördere solchen Bettel nicht." Ich erfuhr seitdem, daß die Gaben von meinem Gönner, dem Grafen Waldstein, herrührten, der sie mir so in zartester Weise zukommen ließ. Aber was hat dies mit Ihrem Liede zu thun, Herr Professor? Reichen Sie es mir.

Schneider.

Gut, gut, hören Sie. Es ist überschrieben: „An die Bastille."

Beethoven.

An die Bastille, welche das Pariser Volk vor drei Jahren mit seinen Händen zertrümmerte?

Schneider.

Allerdings.

Beethoven.

Ich verstehe wohl. Wir Alle, die ganze Menschheit, leben in einer Bastille, in einem dumpfen Gefängniß, das die Verhältnisse, die Vorurtheile, die Willkür, die Gewalt um uns gebaut haben, in das sie uns hineinbannen, Einen in diese, den Andern in jene Zelle, grausam, nicht einmal wie diese Zellen für uns passen, nach unsrem Maße — o so eng, so beschränkend, daß wir nicht schreiten, nicht aufathmen können — und nun kommt der Ruf, Allen, Allen, den Großen, den Kleinen, den Hohen, den Niederen, den Reichen, den Armen, ihre Zelle zu zerbrechen, ihre Bastille zu zertrümmern, daß sie freie Geschöpfe der Gotteswelt werden, ein Jeder nach seinem Können und Wollen — und dieses Lied soll ein Symbol, eine Botschaft sein für Alle? — Geben Sie her, Mann, Sie sprechen ein bedeutungsvolles Wort.

Schneider.

Beethoven, Sie verstehen, Sie begreifen mich. Ich habe mich nicht geirrt. Ich werde Ihnen einige Verse vorlesen. Sie komponiren es so, daß es ein Einzelner oder ein Chor singen kann, oder Solo mit dem Refrain als Chor.

Beethoven.

Gut.

Schneider (liest vor).

Dort lieget sie im Schutte, die Bastille,
Der Schrecken einer Nation!
Dort lieget sie! Die fürchterliche Stille
Durchbricht nicht mehr des Jammers Ton.

Hier schickt nicht mehr die vorgezogene Dirne
Die Opfer ihrer Rache her:
An diese Felsen spritzet kein Gehirne
Des Fremdlings und des Bürgers mehr.*)

(Beethoven in Sinnen versunken.)

Schneider.

Nun, Freund?

Beethoven.

Ich habe den Rhythmus gefaßt, er ist leicht und geflügelt.

Schneider.

Und die Worte?

Beethoven.

Das ist Ihre Sache — die einzelnen Worte gehen mich nichts an, aus dem Ganzen heraus muß Ton und Tempo gefaßt und die Färbung gegeben werden — geben Sie her, in wenigen Stunden, vielleicht in einer sollen Sie die Musik haben, sie ist schon fertig, ich brauche sie nur niederzuschreiben.

Schneider.

Dem Himmel sei Dank! Das wäre gelungen. Ich werde Sorge tragen, wenn Sie es wünschen, daß Niemand von Ihnen als dem Schöpfer des Liedes erfahre.

---

*) Gedichte von Eulogius Schneider, Frankfurt 1790. Seite 245 ff.

Beethoven.

Das ist mir recht, sagen Sie es Niemandem. (Will gehen.)

Schneider.

Nicht so, junger Freund, noch einen Augenblick. Ich habe Ihnen noch mehr zu sagen.

Beethoven.

Und was?

Schneider (feierlich).

Ich habe in Ihre Seele geblickt, tiefer als Sie selbst. Beethoven, Sie müssen von hier fort!

Beethoven (betroffen).

Tönt mir dieses Wort immer wieder entgegen! Ich kann nicht, ich kann jetzt weniger als je von hier fort! Tausend Bande umschlingen mich, um mich zurückzuhalten —

Schneider.

Sie müssen sie alle zerreißen, müssen Ihre eigene Zelle zerbrechen, wie Sie so schön gesagt. Sie verkümmern hier! Ich reiche Ihnen die Hand, des treuesten Freundes Hand; ich besitze reiche Mittel, sie stehen Ihnen zu Gebote, kommen Sie mit mir —

Beethoven.

Wohin?

Schneider.

Dahin, wo das Schicksal der Völker sich jetzt entscheidet, wo die Sonne aufgeht, das alte Europa von Neuem zu bestrahlen, wo die Freiheit alles Verborgene zum Lichte, alles Schlummernde zum Leben bringen wird — nach Paris! Dort sollen Sie zum Meister, zum Alles bewältigenden Meister werden, dort werden Sie Ihren Genius entfalten und den Preis der Welt empfangen. Wo wird zukünftig noch eine Stätte des Schaffens und des Ruhmes sein, als in Paris? Dort werden Sie Ihre wunderbaren Weisen erklingen, dort Ihre genialen Schöpfungen erscheinen lassen, dort wird man Sie verstehen und bewundern. Schlagen Sie ein, junger Bürger, der seinem Genius nach der Welt angehört, kommen Sie mit mir nach Paris!

Beethoven (tief ergriffen).

Ich danke Ihnen, Herr Professor, ich danke Ihnen für Ihre Theil-

nahme, für Ihre Freundschaft. — Nach Paris? Ich kann nicht. Was soll ich dort? Dort wäre und bliebe ich ein Fremdling, vielleicht einen Tag bestaunt und gehätschelt, den anderen verlassen und vergessen. Ich bin ein Deutscher, von deutschem Fleisch und Geist, nur in Deutschland kann ich werden, was mir bestimmt ist, nur im deutschen Vaterlande entwickeln und groß ziehen, was in mir ist — das fühle ich, das weiß ich.

Schneider.

Wie? So kleingeistig, so engherzig sind Sie noch? Was werden zukünftig noch Volk, Nation, Heimath, Vaterland bedeuten? Mensch, Menschheit, Menschenthum treten siegreich an deren Stelle! Die Schranken werden niedergeworfen, welche zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet waren, Jeder gilt fortan, was er selbst und als Glied des großen Ganzen ist. Nichts soll sich mehr zwischen die Söhne einer Erde drängen. Und gerade die Musik! Was ist an ihr national? Sie ist kosmopolitisch, sie gehört einer Welt an, in der nicht Ströme, nicht Berge, nicht Gesetze und nicht Sprache trennen, spalten und verkleinern, wo jeder Laut, jeder Ton wie der Strahl der Sonne, wie die Welle der Luft frei Allen, Allen gehört, Allen Leben giebt, Allen stärkende Nahrung und köstlichen Trank bietet.

Beethoven.

Sie irren, Herr Professor, Sie irren ganz und gar. Auch die Musik ist national. Ja, alle Bäume des Waldes bedürfen des Lichtes und der Luft. Aber ist kein Unterschied zwischen der deutschen Eiche und der Palme des Morgenlandes, zwischen der Fichte des Nordseestrandes und der Cypresse Italiens? Der Boden macht es, aus dem sie erwachsen und von dem sie nicht fortkönnen, die Elemente, die da in ihre Röhren steigen, das Gestein, um das ihre Wurzeln ranken, der Berg, an den sie sich lehnen. Und der Deutsche freut sich seiner Eiche und versteht ihr Säuseln und Rauschen, wie der Morgenländer seine Palme, und ihr Zischeln und Schlagen versteht. Was die Bachs und Händel begründet, Haydn und Mozart aufgebaut, das muß ich vollenden und krönen — sonst vermag ich nichts.

Schneider.

Sie verkennen unsre Zeit, die über diese Abgrenzungen hinauswachsen will; sie will die Geister entfesseln, sie will der Menschheit die Freiheit bringen — da kann sie das Kleine und Enge nicht achten, sie

wird es zu Schutt und Gerölle zerschlagen und mit dem Fuße fortstoßen. Junger Mensch, willst Du zu diesem gehören? oder am Altare der Freiheit stehen, frei und groß? Widersetzest Du Dich, so wirst Du erdrückt werden!

Beethoven.

Ich verstehe diese Freiheit nicht, die dem Einzelnen wehren will, zu sein und seinen Weg zu gehen, wie er will und wie er von innen heraus muß, die ihn zum Sklaven machen will eines großen Ganzen, das er nicht kennt und nicht begreift. Ja, auch ich will die Freiheit. Alle die Dämonen und die Engel, die in dieser Brust ruhen oder ringen, still in Fesseln liegen oder sich emporraffen und stürmen, sie sollen frei werden. Und wenn ich dies kann, wenn ich sie zum Ausdruck, zur Gestaltung zu bringen vermag, dann werde ich frei sein. Darum kämpfe ich, dahin strebe ich. Wenn dies Alle können werden, werden Alle frei sein. Und dies ist der Beruf des Genius, daß er den Anderen auf diesem Wege helfe, daß er diese Geister in ihnen wecke und das Eis schmelze, das sie umschließt. Was Ihr politische Freiheit nennt, ich verstehe sie nicht; sie scheint mir nur ein Kampf verschiedener Gewalten, von denen bald die eine, bald die andere die Herrschaft führt, aber immer eine Herrschaft. Dieser Kampf muß sein, dem Unterdrückten muß aufgeholfen werden. Aber die wahre Freiheit ist es nicht. Oh, wenn es mir gelänge, in den Strömen der Töne all' die Leidenschaften auszusprechen, all' ihr wildes Gebahren, all' ihr Aufeinander und Untereinander, und dann schallt der Ruf des gewaltigen Halt! hinein, und sie verständigen sich in all' ihrer Mächtigkeit, und fließen in einander, getrennt, und doch zusammenklingend, und lösen sich auf in Einklang und Harmonie, und der Friede tönt, und das tiefinnerliche Gesetz, dessen auch die Freiheit nicht entbehren kann, will diese nicht zum Chaos werden — o Gott, o Gott — schütze mich vor Wahnsinn, laß es mich finden, laß es mich erlauschen — leben Sie wohl. (Eilt ab.)

Elfter Auftritt.

Schneider. — Später **Delambre.**

Schneider.

Das wäre mißlungen. Oh, die Menschen! An das Kleine und Einzelne halten sie sich, für das große Ganze haben sie nur einen

blöden Blick, sind taub und störrig. Wohlan, so gehe man ihnen an's Leben, damit sie den Erwählten gehorchen und folgen lernen!

Delambre (tritt ein)

Ist er fort? Hat er eingewilligt?

Schneider.

Ja wohl, nach einer Stunde kommen Sie wieder. Dann sollen Sie sein Notenblatt haben.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gemach im Schlosse.

Gräfin Hatzfeld. — Nuntius Pacca.

Gräfin.

Ich fühle mich glücklich, Ihnen hier zu begegnen.

Pacca.

Ich vermuthete, Sie hier zu finden und eilte daher unmittelbar nach dem Schlosse. Sie haben die Schreckensbotschaft schon vernommen?

Gräfin.

Ja; es ist Alles gekommen, wie Sie es vorausgesagt, nur allzu schnell. Mainz ist in den Händen der Franzosen — wir sind verloren, wir müssen fliehen!

Pacca.

Deshalb mußte ich mich mit Ihnen verständigen, bevor ich den Kurfürsten spreche. Sie müssen mich unterstützen, Gräfin — der Kurfürst darf jetzt nicht von hier fort.

Gräfin.

So sollen wir in die Hände unsrer grausamsten Feinde fallen?

Pacca.

Jetzt müssen Sie mir beweisen, daß Sie meine Bundesgenossin für die heiligste Sache sind, daß Sie mir vertrauen —

Gräfin.

Aber, Monsignore —

Pacca.

Kein Aber, Gräfin! Lassen Sie doch den blöden Schrecken den kleinen Seelen! Ich sage Ihnen, es ist gefährlicher, zu fliehen, als hier zu bleiben. Ich werde die Gründe dem Kurfürsten darlegen; Sie müssen dabei sein und mich unterstützen. Ihnen sage ich nur so viel: können Sie auf Ihrer Flucht Ihr schönes Hotel und Ihre Güter mitnehmen, oder wollen Sie diese ohne Widerstand dem Pöbel preisgeben? Fassen Sie sich, und zeigen Sie eine heitere, muthige Stirn, dann strahlt von ihr die Schönheit mit doppelter Siegesmacht. Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Kurfürst. — Die Vorigen.

Kurfürst.

Sind Sie bereits hier, Herr Nuntius? Sie auch, theure Louise?

Gräfin.

Zu wem sollte ich in dieser Stunde eilen, wenn nicht zu Ihnen, um Leid und Gefahr mit Ihnen zu bestehen.

Pacca.

Nun, mit der Gefahr hat es noch keine Eile —

Kurfürst.

Keine Eile, Monsignore? Kann die Gefahr näher und größer sein? Wissen Sie denn nicht, daß die Franzosen in ihrem unwiderstehlichen Siegeslaufe bereits Mainz genommen? Morgen können sie schon hier sein; nur das Heute haben wir noch für uns; meine Räthe werden gleich hier sein, um die Befehle zu empfangen, wie wir unsere Abreise zu bewerkstelligen haben; unterdeß beorderte ich zwei Schwadronen Leibhusaren auf den Weg nach Coblenz, damit wir keinen Ueberfall zu befürchten haben. Hören Sie? Soeben traben sie durch das Thor des Schlosses, die Landstraße hinauf.

Pacca (tritt an den Kurfürst heran).

Ew. Durchlaucht werden nicht abreisen, oder vielmehr nicht fliehen. Ew. Durchlaucht müssen hier bleiben.

Kurfürst.

Wie? Das rathen Sie uns? Können Sie uns vertheidigen? Die Blitze der Kirche werden von diesen Sansculots verlacht, noch dazu wenn sie von keinen Blitzen der Geschosse unterstützt werden.

Pacca.

Durchlaucht, die Franzosen denken nicht daran, jetzt schon hierherzukommen. Bonn hat eine günstige Lage, vom Rücken durch das Gebirge, von der Fronte durch den Strom gedeckt, im Süden die Veste Coblenz, im Norden das starke Cöln, und im Nothfall kann Bonn ebenso gut wie 1689 einen Anprall zurückschlagen. Alle diese Bollwerke zu überwinden, kann Custine nicht denken, und sich wegen der Nähe der verbündeten Heere nicht so weit herunter wagen. Er wird vielmehr von Mainz nach Frankfurt gehen und in das reiche Nassauerland fallen. Sie waren Militair, Durchlaucht, ehe Sie Priester wurden — ich war es auch — Sie müssen dies einsehen.

Kurfürst.

Ja, Herr Nuntius, wenn diese Banden und ihre Generäle Soldaten wären, wenn sie nur einen Gedanken von der Kriegswissenschaft hätten, und nach den wohlerprobten Regeln der Taktik und Strategik verführen — aber das ist ja eben nicht der Fall, sonst ständen sie nicht auf deutschem Boden und hätten Mainz nicht genommen. So aber wissen und beachten sie nichts, stürzen auf den Feind, wo sie ihn treffen, und in's Feindesland, sobald sie es erreichen. Sie können über die Eifel klimmen und uns vom Rücken überfallen, den Westerwald und das Siebengebirge übersteigen und uns von der Flußseite überraschen —

Pacca.

Durchlaucht, das sind Phantasien — das Gesindel, das diese Wege machen könnte, wäre nicht zu fürchten, das würden einige Kanonensalven auseinandertreiben.

Gräfin.

Ja, Durchlaucht, je länger ich den Herrn Nuntius höre, desto mehr entweicht jede Besorgniß. Ich kenne meine Eifel, wo ich mehrere Güter habe, die fast mehr kosten als einbringen — da könnten die Franzosen geradezu verhungern, wenn sie nicht Menschenfresser sind, wie Einige behaupten wollen.

Pacca.

Dahingegen, wollen Sie Ihr Erzstift wirklich verlieren, so reisen Sie ab. Im Augenblicke, wo Ihr Wagen durch das Cölnthor fährt, erhebt sich der revolutionäre Pöbel und holt die Franzosen herbei, die wohlgesinnten Bürger sind entmuthigt und lassen sich Alles gefallen.

Kurfürst.

Wie? Was sagen Sie da?

Pacca.

Wäre der Kurfürst von Mainz in seiner Residenz verblieben, wäre er nicht heimlich nach Würzburg entflohen, er säße noch heute auf seinem Throne. Nein, Herr Kurfürst, Sie dürfen Bonn nicht verlassen, Sie müßten es denn absichtlich den Franzosen überliefern wollen —

Kurfürst.

Pacca, Sie wollen mir immer einreden, daß ich von Verräthern und Rebellen umgeben sei — wäre ich das, so dürfte ich ihnen meine Person um so weniger anvertrauen.

Pacca.

Nein, Durchlaucht, das sage ich nicht. Sie sind nicht so unglücklich wie der Kurfürst von Mainz; Sie haben so milde, so gerecht regiert, so viele Wohlthaten um sich verbreitet, daß in der Mehrzahl Ihrer Unterthanen ein treues und ergebenes Herz für Sie schlägt — und darum wohnen Sie sicher in ihrer Mitte. Dennoch aber sind genug Verführer und Wühler da, um, wenn Sie abgereist sind, frech die Zügel zu ergreifen und durch den Schrecken die Anderen niederzuhalten.

Kurfürst.

Dann aber ist es hohe Zeit, daß wir diese Schurken kennen lernen, daß wir sie unschädlich machen, daß wir sie unseren strafenden Arm fühlen lassen — haben Sie Thatsachen? Haben Sie endlich Beweise? Heraus damit! Ich bin kein Feigling, mein Zorn soll die Verräther treffen und die Empörer zermalmen!

Pacca.

Ja, Durchlaucht, so ist es recht; das ist Ihre Aufgabe. Lernen wir von unseren Feinden, Schrecken durch Schrecken bekämpft, die Brücke abgebrochen, wenn das jenseitige Ufer voller Feinde ist! Ich vermag Ihnen Beweise zu liefern.

Kurfürst.

Haben Sie wirklich solche, Sie Retter in der Noth?

Pacca.

Wohl, die Zeit ist da; aber ich will nicht den heimlichen Angeber

spielen. Lassen Sie Ihre Räthe eintreten, dann will ich Ihnen diese Papiere vorlegen. (Nimmt einige Papiere aus der Tasche.)

Kurfürst (tritt an den Tisch und klingelt; zum eintretenden Lakaien:)
Die Herren im Vorzimmer sollen eintreten!

Dritter Auftritt.

Spiegel. — Waldstein. — Die Vorigen.

Kurfürst.

Sie wissen bereits, meine Herren, was in Mainz vorgegangen.

Spiegel.

Allerdings, und wir eilten deshalb in's Schloß. Das Gerücht hat sich bereits durch die ganze Stadt verbreitet, Alles ist davon aufgeregt und erwartet die Beschlüsse Seiner Durchlaucht.

Kurfürst.

Ich bin entschlossen, vorerst hier zu bleiben und uns zu vertheidigen, so weit unsre Kräfte ausreichen; was meinen Sie dazu?

Spiegel.

Es ist ein mannhafter Entschluß, dem ich von Herzen beistimme. Ich bin bereit, wenn Durchlaucht befehlen, nach Coblenz zu gehen, auch dort die Stimmung zu befestigen.

Kurfürst.

Ich danke. Ein Militair würde dort eher am Platze sein. Wir wollen es erwägen. Und Sie, Waldstein?

Waldstein.

Sie sind ein österreichischer Erzherzog, Durchlaucht, und der flieht nicht, der weicht allein vor der Uebermacht zurück.

Kurfürst.

Gut; aber noch ein andrer Fall liegt vor. Monsignore Pacca behauptet, daß in unsrer guten Stadt Bonn Verführer des Volkes, Verräther an unsrer Hoheit weilen, und ist bereit, uns die Thatsachen zu erweisen. Freilich hätten wir von unseren eigenen Dienern erwartet, daß sie wachsam und am besten mit den Zuständen bekannt seien, die sich um uns gestalten —

Spiegel.

Durchlaucht, diese Zustände sind neu in Deutschland; in anderen

Ländern mag man seit Jahrhunderten mit Verrätherei zu kämpfen haben — wir Deutsche sind nicht darauf vorbereitet.

Pacca.

Nun, die Beschaffenheit des deutschen Reiches spricht nicht sehr hierfür. Aber wo Alles um uns her sich neu gestaltet, müssen wir auch neue Gesichtspunkte haben. Doch das ist nicht Jedermanns Sache. Bei dem Professor Eulogius Schneider waren viele Personen zu einer Verschwörung versammelt, um die Bewohner Bonns für die Aufnahme der Franzosen in der Stadt zu gewinnen. Hier, Durchlaucht, überreiche ich Ihnen die Liste der Personen, hier einen genauen Bericht über die Reden, die daselbst gehalten worden.

Kurfürst.

Entsetzlich! Wen sehe ich! Professor Schneider, Dereser, Schützer, Burgmüller ... Das ist zu viel! Ich habe die Verräther mit meinem eigenen Marke genährt, aber sie sollen mich auch unerbittlich finden ...

Pacca.

Wenn Sie den Bericht lesen, so werden Sie sehen, daß es sich in dieser Versammlung besonders um ein revolutionäres Lied „An die Bastille“ handelte, das Eulogius Schneider verfaßt und — Ludwig van Beethoven, kurfürstlicher Hoforganist, komponirt hat — hier überreiche ich das Original des Liedes und das Original der Composition.

Gräfin.

Himmel! Wieder eine Schlange am Busen des edelsinnigsten Fürsten großgezogen!

Kurfürst.

Vor diesen Dokumenten schweigt jeder Zweifel. Nun, Spiegel, nun, Waldstein, habe ich die Rebellion in meiner Stadt? Kann, darf, will ich hier schonen? Ist es nur meine eigene Sicherheit, oder auch die meiner getreuen Unterthanen, die ich zu schützen habe?

Waldstein.

Durchlaucht haben vollkommen Recht, jetzt mit allem Nachdruck zu handeln. Aber vor dem Urtheil müssen diese Leute doch vernommen, muß herausgestellt werden, wie weit sie schuldig sind. Beethoven zum Beispiel war nicht in jener Versammlung, kann betrogen sein, seine Musik ist gemißbraucht worden —

Kurfürst.

Sprechen Sie nicht weiter, Waldstein, Ich bin außer mir vor Ent-

rüstung. Wie? Ein Mensch, den ich seit seinem 14. Jahre besoldet, genährt, bekleidet habe, komponirt ein solch' abscheuliches Lied auf den Tod der Tyrannen! Bin ich ein Tyrann? Habe ich Blut vergossen? Habe ich eine Bastille? Nein, die Schale ist voll, sie soll auf die Häupter der Schuldigen ausgegossen werden. Oder haben auch Sie, Spiegel, etwas für Ihre Professoren zu sagen? Für Ihren Eulogius Schneider, den vierten dieser Hallunken, die dem Hoch- und Landesverrath anheimgefallen?

Spiegel.

Es sind Ausnahmen — freilich allzuviel Ausnahmen —

Kurfürst.

Genug, genug, das zieht nicht mehr. Wir müssen handeln. (Klingelt. Zum eintretenden Lakaien:) Der dienstthuende Adjutant!

Vierter Auftritt.

Der Adjutant. — Die Vorigen.

Kurfürst.

Nehmen Sie sofort die dritte Schwadron Leibhusaren und zwei Compagnien Musketiere, theilen Sie solche in Patrouillen und lassen den ganzen Tag und die ganze Nacht die Straßen durchziehen; zugleich geben Sie einen Unteroffizier und zehn Mann dem Polizeimeister, um alle hier verzeichneten Personen zu verhaften und in's Criminalgefängniß abzuliefern. Die Wache im Criminal wird um eine halbe Compagnie verstärkt. Meine Befehle werden auf's Pünktlichste ausgeführt, ohne Schonung und Nachsicht, und jede halbe Stunde mir durch eine Ordonnanz Rapport gebracht.

Adjutant.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Kurfürst.

Noch Eins. Geben Sie her, auf dem Papiere fehlt noch der Name eines Haupträdelsführers, des Hoforganisten Ludwig van Beethoven, ihn und Professor Schneider empfehle ich Ihnen ganz besonders; bei dem geringsten Widerstande werden diese Personen geschlossen. Sollte sich etwa ein Volkshaufen sammeln und widersetzen, so lassen Sie die bewaffnete Macht scharf auftreten und von den Waffen Gebrauch machen. Daß Keiner entwische! Sie und der Polizeimeister haften mir dafür!

(Adjutant ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Adjutanten.

Kurfürst.

Und Sie, Freiherr von Spiegel, bereiten Sie ein Dekret vor, das die Auflösung der Akademie verkündet; die Professoren erhalten einen einjährigen Gehalt und können ihn verzehren, wo sie wollen.

Gräfin.

Das ist recht, das ist mannhaft. Wir werden die Hunderte leichtfertiger, übermüthiger, junger Leute los, und die Gefahr für die Stadt wird dadurch um so geringer.

Spiegel.

Nein, Ew. Durchlaucht werden dies nicht wollen, nicht thun! Wollen Sie um einiger Schuldigen willen so viele Unschuldige und Getreue treffen? Eine Schöpfung nach kurzem Bestande selbst vernichten, die Ihnen so viele Opfer gekostet, aber auch so vielen Ruhm gebracht, auf welche ganz Deutschland mit so vieler Hoffnung und Liebe schaut, und die schon jetzt ein fruchtbares Saatfeld für eine reiche Zukunft geworden? Nein, nicht mannhaft, nicht fürstlich wird es erscheinen, sondern, daß ich es offen sage, denn die Stunde fordert dies, als eine That der Furcht, ein Erzeugniß der Angst. Unsre Feinde, die Revolutionäre, werden am meisten frohlocken und ausrufen: seht, das sind die Werke der Laune, heute bauen, morgen niederreißen — all' das Geld, all' die reichen Mittel zum Fenster hinausgeworfen! Und dann, Durchlaucht, Sie entziehen plötzlich der Stadt eine reiche Nahrungsquelle, an die sie sich bereits gewöhnt, für welche sie ihre Opfer gebracht. Es würde dies eine Unzufriedenheit hervorbringen, die mir gegenwärtig ganz unzeitig erscheint —

Kurfürst (zu Pacca).

Was meinen Sie, Herr Nuntius?

Pacca.

Ich kann dem Entschlusse Ew. Durchlaucht nur meinen ganzen Beifall geben. Nach dem Unwillen oder der Mißbilligung Einzelner sich umzublicken, ist jetzt die Zeit nicht angethan. Es heißt jetzt: Freund oder Feind — und nur strenge und feste Maßregeln lassen es Keinem zweifelhaft, daß er entweder Freund oder Feind sein müsse. Nein,

gnädiger Herr! die sogenannte Wissenschaft hat seit langer Zeit einen falschen, verderblichen Weg eingeschlagen — sie muß zur Umkehr genöthigt werden. Ein Jahrtausend war sie das Pflegekind und die Dienerin der heiligen Kirche zu ihrem und Aller Heile — statt dessen warf sie sich jetzt zur Herrscherin auf, machte sich zur Todtfeindin, zur unermüdlichen Gegnerin der heiligen Kirche, will sie zerstören, ihre Hallen niederreißen, ihre Thürme in den Staub stürzen — daran muß, daran wird sie, die sogenannte Aufklärung, untergehen. Die Universität zu Cöln genügt vollkommen, da lehren fromme Diener der Kirche, nicht Ketzer und Verräther, Diener des Satans. Sie thun ein großes Werk, gnädiger Herr. Soll die Kirche die Wiedergeburt der fürstlichen Macht und der staatlichen Ordnung vollbringen, so müssen die ihr feindlichen Werkzeuge zerbrochen werden, wo wir sie finden.

Spiegel.

Gut, Durchlaucht; Sie stehen hier an einem Scheidewege: Sie müssen sich entscheiden. Ich sehe in allem Diesen nichts weiter, als — eine Förderung der Revolution. Man treibt mit Gewalt Alles in das feindliche Lager, was sich auf unsrer Seite noch erhalten ließe. Monsignore wird noch selbst erfahren, daß es noch einen dritten Weg gegeben hätte, den Weg ernster, allseitiger Gerechtigkeit, der nicht nach Rechts, und nicht nach Links läuft, sondern nach dem Ziele, der mitten hindurch zwischen der Scylla und der Charybdis führt — und dies ist die wahre deutsche Art. So aber werden wir nicht Herr der anderen Partei, jedoch unterthänige Diener der eigenen. Durch solche Schritte geben wir den Gegnern Recht und Vernunft, die ihnen jetzt noch fehlen. O Durchlaucht, nehmen Sie sich wenigstens noch Zeit zur Erwägung — strafen Sie die Uebelthäter, aber nicht Ihr ganzes Volk.

Gräfin.

Nein, nein, mit Nachsicht und Aufschub kommen wir nicht vorwärts, sondern nur rückwärts — fort mit Allen, welche die Waffen wider uns ergreifen könnten.

Kurfürst.

Sie haben Recht, Louise — thun Sie, Spiegel, was ich Ihnen befohlen.

Spiegel.

Dann muß ich Ew. Durchlaucht zuvor um meine Entlassung bitten.

Meine Hand kann ein solches Todesurtheil für das erhabenste Werk Ihres Lebens weder entwerfen, noch gegenzeichnen.

Kurfürst.

Und Sie Waldstein? Kann ich mich auf Sie stützen?

Waldstein.

Bei den Ansichten über deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, die ich hier vernommen, bei dem, was man den Jüngern derselben bereiten will, kann ich unmöglich Dienste leisten. Ich habe bis jetzt freudig Steine zu dem Bau hinzugetragen, bin aber nicht Tagelöhner genug, um sie selbst wieder loszureißen und wegzuwerfen.

Kurfürst.

Ha, so halten meine Freunde und Diener bei mir aus; das ist die Treue, die sie mir gelobt; wenn die Zeit der Prüfung kommt und sie sollen thun, was ihnen nicht gefällt, wollen sie mich verlassen. Schön, schön, auch diese Erfahrung muß ich machen. Nun, so geht — ich werde es noch einmal in Erwägung ziehen und binnen vierundzwanzig Stunden meinen Entschluß fassen. Kommen Sie, Louise, wir wollen jetzt den weiteren Verlauf und die Rapporte abwarten.

(Alle nach verschiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Veränderung. — Zimmer bei Prof. Schneider.

Delambre. – Ein Diener.

Delambre (beim Hereintreten zum Diener).

Sagen Sie dem Herrn Professor, daß ich ihn eiligst sprechen müsse. (Diener ab). Die Nachricht ist erschütternd — Mainz in den Händen der Franzosen. In der That, die Revolution ist im Siege, wer hätte das gedacht! Darum, Delambre, mußt Du Dir den Rückzug sichern. Wenn die Verschwörer die Oberhand behalten und Du hast Dich bei ihnen compromittirt, so bist Du verloren; diese Leute machen kein Federlesens (er macht die Geberde des Kopfabschneidens). Nun, man muß Beide überlisten, um schließlich vom Sieger den Lohn zu empfangen. Die Welt ist schlecht und will betrogen sein. Darum Muth und Besonnenheit; es gilt, sich bei dem klugen Professor Schneider zu insinuiren. Er kennt ja meinen Eifer, meine Hingebung für die heilige Rebellion. Er soll fort und Beethoven die Suppe allein ausessen, ein Opfer verlangt der Zorn des Herrn Kurfürsten, so mag es der stolze Musikant sein.

Siebenter Auftritt.

Schneider. — Delambre.

Schneider.

Ei, sieh da, Delambre. Was bringen Sie mir? Machen Sie es schnell, ich bin pressirt.

Delambre.

Mainz ist über — wir haben gesiegt!

Schneider.

Ich weiß es.

Delambre.

Aber unsre Feinde sind wachsam.

Schneider.

Das verdenke ich ihnen nicht.

Delambre.

Die ganze Stadt ist in Aufregung.

Schneider.

Gewiß, der Eindruck muß tief sein.

Delambre.

Die Soldaten patrouilliren durch die Stadt, die ganze Garnison und Polizei ist auf den Beinen —

Schneider.

Ich höre ihre Hörner, ihre Waffen, ihren Schritt.

Delambre (tritt dicht an ihn heran).

Herr Professor, wir sind verrathen — der Kurfürst muß einen Spion hier gehabt haben.

Schneider.

Nun?

Delambre.

Sie müssen fliehen, man will Sie arretiren, in wenigen Augenblicken müssen die Polizisten hier sein — ich kam mit eigener Gefahr hierher, um es Ihnen mitzutheilen — Sie waren unser Führer, wir kleinen Leute kommen schon mit Geringem davon — aber Sie, der Leitstern der Freiheit, der Held des Geistes und der Erlösung, Sie müssen gerettet werden.

Schneider.

Schön, schön. Nun, der Tag der Vergeltung ist angebrochen. Ja,

ich fliehe, aber in wenigen Tagen kehre ich zurück — und dann wehe denen, die uns verriethen, wehe dem, der einem der Unsern ein Haar gekrümmt! Sie müssen Alle verschwinden, mit eisernem Besen weggefegt werden, soll das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegründet werden; bleibt Einer von ihnen übrig, geht das Spiel immer wieder von Neuem an. Darum Blut, Blut, bis die Kinder der Freiheit gesiegt haben!

Delambre (entsetzt).

Oh, das ist fürchterlich — (faßt sich schnell) aber gerecht! Fliehen Sie, großer Mann, aber kommen Sie bald wieder, und Sie sollen in Delambre einen Diener Ihres Heldenmuthes finden.

Schneider.

Ja, und er soll der Erste sein, der — die Guillotine besteigt!

Delambre.

Himmel, was heißt das —

Schneider.

Nichts, als daß Du der erbärmlichste Schuft und Verräther bist. Mensch, wo hast Du meine und des harmlosen, unschuldigen Beethoven's Handschrift? Wer hat mich und die Genossen dem Despoten, dem Pfaffen und ihren Söldnern verrathen? Etwa der ehrliche Burgmüller, der beschränkte Schützer oder dergleichen?

Delambre (springt an's Fenster).

Ha, sie kommen, sie sind schon nahe — (eilt zu Schneider zurück.) So —

Schneider.

Aber Dein Spiel ist verrathen; in diesem Augenblicke weiß der Kurfürst, weiß Pacca durch Briefe bereits, daß Du sie wie uns verrathen, meine Flucht glauben sie durch Dich bewerkstelligt —

Delambre (schreit).

Im Namen kurfürstlicher Durchlaucht verhafte ich Sie, Wachen herein!

Schneider.

So, und Du glaubst, die Söhne der Freiheit sind jemals unvorbereitet auf die Ränke der Fürstenknechte?

(Zieht einen Dolch und stößt auf Delambre, dieser schreit und stürzt zurück, Schneider verschwindet.)

Achter Auftritt.

Delambre. — Polizeimeister.

Delambre.

Himmel, bin ich verwundet? Nein, sein Dolch glitt ab — aber ich könnte verwundet sein — das hilft mir (schreit) Wache, Wache, herein!

(Polizeimeister mit Polizisten tritt ein.)

Delambre.

Hierher, in diese Thüre hinein, da ist Schneider entflohen, ich wollte ihn festhalten, bis Sie da sind, aber er hat mich mit einem Dolche verwundet — oh, oh —

Polizeimeister (eilt in das Nebengemach, nach einiger Zeit kehrt er zurück).

Er ist verschwunden, er ist davon, das ist eine böse Sache —

Delambre.

Aber warum zögerten Sie so lange? O meine Seite, mein Arm —

Polizeimeister.

Weil mich unterwegs eine Ordre des Herrn Kurfürsten traf, die ich erst durchlesen mußte, und sie lautet dahin, daß ich auch Sie, Herr Hoffänger, verhafte, wo ich Sie treffe —

Delambre.

Mich, mich, der im Dienste Sr. Durchlaucht soeben fast ermordet worden? Sie werden es mir bezeugen —

Polizeimeister.

Das wird sich finden, oder ob Sie es sind, der mir meine Beute entwischen machte — folgen Sie mir — oder sind Sie so verwundet, daß Sie nicht gehen können? So zeigen Sie her, ich will Sie erst verbinden.

Delambre.

Nein, nein, das muß ein Heilkundiger thun, Sie sind zu täppisch. Es kann nicht lange währen, der Herr Nuntius —

Polizeimeister.

Schon gut, das findet sich.

(Alle ab.)

Neunter Auftritt.

Veränderung. — Zimmer im Breuning'schen Hause.

Beethoven.

Wo ist Leonore? In keinem Zimmer finde ich sie! Und doch muß ich sie sprechen. Ich muß ihr von meinem Triumphe erzählen, ein kleiner Triumph, aber doch ein solcher ... O leichtbewegliche Welle des Herzens! Ob Du ein Thor bist, klopfendes Jünglingsherz? Aber selige Thorheit ...

Zehnter Auftritt.

Leonore. — Beethoven.

Beethoven
(eilt Leonoren entgegen, die ihm mit einigem Zögern die Hand entgegenstreckt, welche er küßt).

Kömmst Du endlich, Leonore! Theures Mädchen!

Leonore.

Du bist ja so freudvoll, so erregt, Ludwig?

Beethoven.

Nun, so sei es mit mir, geliebte Leonore! Ach, es ist kindisch, aber Du mußt es schon nachsehen; ich habe in diesen Tagen ein Lied componirt, ein Lied voll Sturm und Drang, voll Begeisterung und Feuer — ich habe es componirt, und es hat so getroffen, so eingeschlagen, daß es bereits im Munde des Volkes ist, und mir beim Vorübergehen an mehreren Gastlokalen aus den Fenstern entgegenschallte ...

Leonore.

Ich wünsche Dir Glück.

Beethoven.

Mißverstehe mich nicht, Leonore; ich mache mir aus dem Beifall der Menge nichts — oh, nur e i n Lächeln der Befriedigung auf D e i n e n Lippen ist mir unendlich theurer als das Lob aller Menschen. Ich fühle, ich bin nicht für die Masse gemacht — aber jedes Gelingen, sei es noch so unbedeutend an sich, ist meiner schwankenden Seele eine Bürgschaft für meine zukünftigen Werke, ein Pfand, daß ich schaffen, daß ich Großes schaffen werde ... (tritt näher) Leonore, sage mir, ist das Eitelkeit? Wenn ich gewahre, daß die Töne, die ich in einsamer Stunde aus der bewegten Seele herausströmen ließ, Wiederhall finden in den

Menschengeistern, und diese ergreifen und in eine Welt versetzen, in die sie so selten kommen, obgleich sie ihr entsprungen sind, in eine höhere, reinere Welt, da fühle ich mich so berauscht, so trunken vor Glück, unsäglich gehoben . . sag', ist das Eitelkeit? Ruhmsucht?

Leonore (ergriffen).

Nein, nein, edler Jüngling, nein! Dann wäre der unendliche Gott ruhmsüchtig gewesen, als er die Welt, die Wesen geschaffen; dann wäre er eitel, wenn seine Hand Freude und Glück in seine Geschöpfe streut — was Du da empfindest, Ludwig, ist die Freude, schaffen, das Glück, den Menschen Schönes bieten, Genuß und Erhebung bereiten zu können...

Beethoven.

Habe Dank, Leonore, Du edle Seele, die mich ganz versteht. Allein so völlig ohne Eigennutz bin ich dennoch nicht. Ich muß meine Beichte vollenden. Bei jeglichem Schritte vorwärts, den ich jetzt thue, gesellt sich noch ein anderer Gedanke — ich denke dabei . . an Dich! Ja, Leonore, unsere Zukunft liegt noch dunkel vor uns — ein Lichtstrahl, ein kleiner, schmaler Strahl, der hineinfällt, ich begrüße ihn wie eine Lerche, die den Frühling verkündet . . . ach, das Vöglein freut sich des kleinsten Strohhalms, den es zum Bau seines Nestes hintragen kann...

Leonore (seufzend).

O Beethoven, so weit sind wir noch lange nicht . . .

Beethoven.

Was meinst Du?

Leonore.

Du träumst Dich schon so weit, Dein beweglicher Geist läßt Dich Dinge sehen, die fern, sehr fern liegen, die vielleicht unerreichbar sind...

Beethoven (erschrocken).

Leonore, was sagst Du da? Ich verstehe Dich nicht, Du meinst, Du willst sagen . .

Leonore (schauert, aber rafft sich zusammen).

Ja, es muß geschehen; so schwer es mir wird, so bitter, so schmerzlich es ist, ich darf es Dir nicht verschweigen — Ludwig, meine Mutter billigt unsre Verbindung nicht, sie genehmigt sie nicht, sie will von unsrer Zuneigung nichts hören . . .

Beethoven.

Deine Mutter . . . Deine . . . und Du? . . .

Leonore.

Höre mich an, Ludwig. Meine Mutter liebt Dich als eine mütterliche Freundin — wie ein eignes Kind — aber gerade deshalb weist sie jeden Gedanken einer Verbindung zwischen uns entschieden zurück.

Beethoven.

So — und Du? . . .

Leonore.

Sie sagt, Dir sei Großes beschieden, und sie sehe voraus, daß Du einer der glänzendsten Sterne am Himmel der deutschen Musik werdest, sie traut Dir unendlich viel zu an Genius, an Schöpferkraft — aber, je leuchtender Dir der Himmel, desto dunkler sei es für Dich auf der Erde. Wir selbst, weißt Du, haben nur sehr beschränkte Mittel, und es sind keine Aussichten vorhanden, daß Du, noch dazu bei der großen Familienbürde, die auf Dir lastet, in Jahrzehnden aus Noth und Armuth herauskämest, daß Du ein anständiges Haus zu begründen, zu erhalten vermögest — und bei den furchtbaren Kämpfen, die ringsum entbrannt sind, bei den Kriegsstürmen, die schon zu rasen begonnen, würden die Künste des Friedens nur das Brod des Mangels zu brechen haben . . .

Beethoven.

Wahr, wahr — und Du? . . .

Leonore.

Wie, sagt sie, sollen gerade wir seinem Genius noch eine Fessel mehr anlegen, eine noch schwerere Fessel, als er schon zu tragen hat? Soll ihm jede Freiheit der Bewegung, jeder freie Schritt auf seinem Lebensgange im Voraus genommen werden durch eine Verbindung, die sich vielleicht niemals wird verwirklichen können?

Beethoven.

Sehr, sehr richtig — und Du, Du, Leonore? Sprich, Du?

Leonore.

O Ludwig, kann ich diesen Gründen mich verschließen? Kann ich ihnen die Wahrheit, die volle, traurige Wahrheit absprechen? Und könnte ich dem entschiedenen Willen meiner Mutter mich entgegenstellen? . . Ludwig, sage mir, daß ich mit meinem Leben Deine Freiheit, Dein Wohlsein, die Erfüllung Deiner hohen Bestimmung erkaufen kann — und Du sollst sehen, ob ich dieses Leben nicht freudig hingebe — aber Dich in Sorgen und Noth abkämpfen, um meinetwillen Dich abkämpfen,

Deinen Genius für das tägliche und doch kümmerliche Brod erniedrigen, versinken, an den Flügeln gelähmt, in's Herz getroffen, verbluten, untergehen zu sehen — nein, das ertrag' ich nicht, lieber entsag' ich jedem Glücke!

Beethoven (nach einer Pause).

Falsch, Mädchen, falsch — — Deine Liebe wäre der Sommerhauch gewesen, der alle Hüllen meiner Knospen gesprengt hätte; sie hätte ein Band nach dem anderen gelöst, alle, die mich an diese staubige, schmutzige Erde knüpfen; dann hätte ich wie ein königlicher Aar meinen Flug zur Sonne genommen — Leonore, Du bist mir zugeneigt — doch Du liebst mich nicht . . . ich aber . . .

Leonore.

Ludwig . . .

Beethoven.

Also auch dies ein Traum — und so bald ein düstres Erwachen — auch dieser Becher mir aus der Hand geschlagen, da die dürstende Lippe daraus Leben und Stärkung schlürfen wollte — oh, das ist grausam, sehr grausam!

Leonore.

O Ludwig, ich möchte, könnte ich —

Beethoven.

Nein, nein, mein Fräulein, ich will nichts, ich fordere nichts — die Frau Mutter hat gesprochen, und ein gutes, gehorsames Kind fügt sich solchem Ausspruch — es thut nichts, ich gehe, Sie werden mich vergessen, Leonore von Brenning, und —

Leonore (tritt ihm in den Weg).

Nicht so, Ludwig, nicht so darf es zwischen uns ausgehen —

Elfter Auftritt.

Stephan. — Die Vorigen.

Stephan (stürzt herein).

Du hier, Ludwig? Dacht' ich's doch! Um Gottes Willen, die Stadt ist in der größten Aufregung, die Franzosen sind in Mainz, Patrouillen durcheilen die Straßen, man hat eine Verschwörung entdeckt, eine Menge Bürger sind verhaftet, man sucht nach Professor Schneider, dem Haupte der Verschwörer — und Ihr steht hier in süßer Unterhaltung —

Beethoven.

Sehr süß, sehr angenehm, sehr unterhaltend — doch wen nanntest Du?

Stephan.

Professor Schneider.

(Man hört Trommelschlag von der Straße her und Tumult.)

Beethoven.

Schneider, den ich gestern noch sprach? Erstaunlich — doch was gehen diese Händel mich an?

Stephan.

Man sucht in der Stadt noch nach Mehreren — Alles ist in Verwirrung, Entsetzen — Jeder betheuert seine Unschuld, flucht auf die Empörer, einige der Gefangenen sind auf der Straße vom Pöbel mißhandelt worden, daß die Wache sie kaum zu schützen vermochte, z. B. der Hofsänger Delambre —

(Man hört Schritte nahen, Gewehrkolben draußen auf den Boden stoßen.)

Was ist das? Hier im Hause —

(Ein Diener stürzt herein.)

Diener.

Polizei, Soldaten in unserem Hause! Flieht, rettet!

Zwölfter Auftritt.

Der Polizeimeister. — Einige **Soldaten,** die sich an der Thüre aufstellen. — **Die Vorigen.**

Der Polizeimeister.

Endlich gefunden. Ihr seid der Herr Ludwig van Beethoven, Hoforganist Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht?

Beethoven.

Ja wohl, das wißt Ihr so gut wie ich. Was wollt Ihr von mir?

Der Polizeimeister.

Ihr seid mein Gefangener und habt mir sofort zu folgen.

Beethoven.

Ich? Ihr irrt Euch — was hätte ich —

Der Polizeimeister.

So sagen Alle. Ihr seid des Hoch- und Landesverraths angeklagt und ich muß Euch in das Criminalgefängniß abliefern.

Beethoven.

Ihr irrt Euch, ich ein Verräther, ein Hochverräther?

Polizeimeister.

Es thut mir leid, ich hätte es von Euch am wenigsten erwartet, aber mein Befehl ist bündig. Folgt mir.

Leonore (tritt dazwischen).

Es ist unmöglich, Herr Polizeimeister; und wenn Sie sich nicht irren, so lassen Sie ihn doch, er wird sich seinen Richtern stellen, nur nicht als Arrestanten über die Straße führen, nur nicht in's Gefängniß werfen — ich bürge für ihn —

Polizeimeister.

Ei, das ist eine schöne Bürgschaft! Aber wenn auch Ihre Frau Mutter selbst, wenn dieses ganze Haus für ihn bürgte — ich, ja der Herr Kurfürst Durchlaucht hätten noch vor einer Stunde für den jungen Mann gebürgt, die ganze Stadt — aber das hilft zu gar nichts, hier ist meine Ordre, und der muß parirt werden.

Leonore.

Beethoven!

Beethoven.

Seien Sie ruhig, Leonore. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Was will es auch heißen? Ich sehe es jetzt klar ein, die Vorsehung hat es gut mit mir vor. Ich soll alle Qualen dieser Erde durchmachen, damit ich sie dereinst um so wahrhafter mit Tönen zu schildern vermöge. Noth, Siechthum, verlorene Jugend, Schmach, Liebestäuschung, und nun — Gefängniß ... Oh, ich werde einst einen getäuschten Geliebten und einen gefangenen Mann recht brav schildern, daß die Hörer vor Lust und Vergnügen mit Händen und Füßen Beifall stürmen ... vielleicht wird mir noch der Kopf vor die Füße gelegt, nur damit ich den Henkertod in Musik setzen könne! Kommen Sie, Herr Polizeimeister! (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Leonore. — Stephan.

Leonore (wirft sich in die Arme Stephan's).

O Bruder, welch ein Unglück, welch ein Schmerz!

Stephan.

Leonore, liebst Du ihn?

Leonore.

Stephan, ich fühle: ich bewundere, ich verehre ihn, ich hänge an ihm, an seinem Geschick, er ist mir ein Ideal, zu dem ich aufblicke — aber was man Liebe eines Mädchens zu einem Jüngling nennt, empfinde ich nicht. Aber was thut dies jetzt? Wir müssen ihn retten. Im Kerker geht er unter, in der Verzweiflung, die ihn gerade jetzt beherrscht, ist das Schlimmste zu fürchten. Hörtest Du nicht den Hohn, mit dem er von uns ging? Retten, befreien müssen wir ihn, mein Bruder!

Stephan.

Daß ich dies auch wünsche, daß ich Alles daran setzen möchte, Du zweifelst nicht. Aber beruhige Dich, Schwester, ich werde handeln, Alles versuchen. Zuerst müssen wir wissen, wessen man ihn eigentlich anschuldigt. Ich eile, um dies herauszubringen. Bin ich dessen gewiß, kehre ich zu Dir zurück. Unterdeß mache auch die Mutter mit diesem Vorgang bekannt. Nur ruhig, Leonore! (Er umarmt noch einmal seine Schwester.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gefängniß.

Beethoven (schreitet hin und her und bleibt dann stehen).

Wieder eine Nacht vorüber, wieder schlich der Tag heran, und setzt mühsam seinen Gang fort ... Ich habe nie gedacht, daß es noch größere Trübsale für mich geben könne, als ich schon hatte — wenn die Noth an unserem Tische saß und mit um so größerem Heißhunger die wenigen Speisen verzehrte — wenn ich an dem Lager meines Vaters wachte, der in wilden Phantasien seines Säuferwahnsinns tobte — als ich von heißgeliebten Lippen jenes vernichtende Urtheil vernahm: ich irrte, da ich zu Dir sagte: ich liebe Dich ... Aber diese Gefangenschaft, dieser Kerker ist noch grausamer, noch tödtender! Hätte man mir wenigstens einige Bogen Notenpapier und einen Bleistift gewährt, daß ich meinen Schmerz in Tönen sich könnte auswüthen lassen, daß meine Phantasie in selbstgeschaffenen Gefilden sich ergehen, mit selbstgeschaffenen Gestalten umgehen könnte — diese finsteren, feuchten Wände würden mir verschwinden, diese niedere Decke sich öffnen für den Himmel und die Gestirne, diese dumpfe Luft mir den Odem nicht beengen — aber man hat mir Alles versagt! ... Wie mag es mit dem Vater stehen? Was die Jungen machen? Was — sie — o sie! ... Ob sie sich kränkt um mich? (Er läßt sich auf die Bank nieder und stützt den Kopf in seine Hände.)

Zweiter Auftritt.

Schneider. — Beethoven.

(Im Hintergrunde öffnet sich eine Thüre, Schneider tritt herein, geht unvermerkt hinter Beethoven und legt ihm die Hand auf die Schulter. Dieser schreckt auf, wendet sich um und ruft:)

Beethoven.

Herr Professor Schneider? Auch Sie hier? Und in meiner Zelle?

Schneider.

Wie Sie sehen, junger Freund.

Beethoven.

Ich hörte doch, als ich verhaftet wurde, Sie seien entkommen? Und fand dies sehr natürlich — die Anstifter entkommen immer, während die Betrogenen, Ueberlisteten dem Galgen überliefert werden ...

Schneider.

Wollen Sie mir Vorwürfe machen?

Beethoven.

Ja, das will ich. Warum auch nicht? Der Kurfürst hat Recht, mich es büßen zu lassen, daß ich ein so feindseliges Lied componirte, daß ich mich noch glücklich fühlte, als ich es die Bierkehlen des Pöbels brüllen hörte — ich habe die Strafe verdient — wenn nur nicht die unglücklichen Meinigen darunter litten!

Schneider.

Und Sie schuldigen nun mich an, Sie dazu verleitet zu haben? Wie? Hatten Sie Ihre Augen nicht, um das Gedicht zu lesen, keinen Verstand, um es zu verstehen? Und haben Sie es nicht verstanden? Hätten Sie es so ergreifend, so hinreißend, so überwindend zu componiren vermocht, wenn Sie es nicht durch und durch verstanden hätten? wenn es in Ihrer Seele nicht wiedergeboren worden und mit einer Kraft auferstand, die vielleicht die meinige übertraf, als ich die Worte schuf? Nein, nein! halten Sie sich nicht für kleiner und kleinlicher als Sie sind — Ihr Geist hat frei und von innen heraus daran mitgewirkt, ja, es giebt nichts Freieres als das Schaffen in Tönen, es ist freier als das Denken des Philosophen, als das Dichten des Poeten, weil es von Nebengedanken nicht gestört und abgezogen wird. Und doch, weil ich wirklich die erste Ursache war und Sie doch nur an der Idee, nicht an der That Theil hatten, bin ich hier, bin ich nicht ohne eigene Gefahr hier.

Beethoven.

Sie sind also nicht Gefangener? Ich verstehe dies Alles nicht.

Schneider.

Leicht zu lösen. Ich entwischte den Häschern des Despoten ... dazu hatte ich meine Anordnungen zu gut getroffen. Aber ich konnte nicht gleich aus der Stadt, da alle Ausgänge sorgfältig besetzt und die Straßen mit Soldknechten gefüllt waren. Nun mögen Sie wissen, junger Freund, daß es keine freiheitsdürstenderen Seelen giebt, als alle unteren Beamten der Tyrannen. Warum? Leicht zu sagen: schwere Arbeit und kargen Lohn, sie die Mühen, Andere die Auszeichnungen. Wer einer verbesserten Lage bedarf, ist immer empört über seine jetzige. Sie waren fast alle auf meiner Seite. Da fand ich ein Asyl da, wo man mich am wenigsten suchte — im Gefängniß selbst, in einer entlegenen Zelle. Denselben Abend hätte ich Bonn verlassen können, aber ich wollte dies nicht eher, als bis ich Sie gesprochen, Ludwig; aber dies war durch Hindernisse bis jetzt unmöglich — in einer Stunde werde ich von hier fort sein!

Beethoven.

Und warum mich sprechen? Was können Sie mir helfen?

Schneider.

Vieles, Alles! Sie verlassen diesen Kerker mit mir — es ist Alles vorbereitet, denn der Aufseher und drei Wärter gehen ebenfalls mit —

Beethoven.

Was, ich soll wieder frei sein — frei auf Gottes Erdboden schreiten, frei meine Blicke durch die Räume des Himmels schweifen lassen?

Schneider.

Ja, diese Kerkerpforte wird sich öffnen, und Sie werden frei hinausgehen.

Beethoven.

Frei, frei! Aber wohin?

Schneider.

Sie gehen mit mir nach Straßburg und dann — nach Paris!

Beethoven.

Nach Straßburg, nach Paris? Nein, nein, ich kann nicht. O ich Unglücklicher, ich kann nicht ...

Schneider.

Sie werden schon können, denn — Sie müssen. Das Schicksal

ist meist viel einsichtsvoller als wir, Beethoven; es zwingt uns dahin zu gehen, wo wir groß, wo wir glücklich werden! Wer die Kraft nicht besitzt, dies von selbst zu finden, den nöthigt es dazu, und läßt ihm keinen anderen Ausweg.

Beethoven.

Wer will mich zwingen? Ich lasse mich nicht zwingen —

Schneider.

Das will auch Niemand; nur der Geist und die Verhältnisse thun es, und damit sind Sie jeder Verantwortlichkeit ledig. (Tritt näher zu Beethoven.) Beethoven, ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst. In Ihrem Geiste wohnt die Freiheit. Wie könnt' es auch anders sein in solchem Genius! Sie haben sich innerlich stets gesträubt gegen den Druck, den die Tyrannei auch gegen Sie immer ausgeübt, gegen das Joch, das sie durch Noth und Bedarf auch Ihnen auferlegte. Aber noch mehr. Auch Sie fühlten, daß der Geist frei sein will, daß der Genius die Bande sprengen will, daß er aber auch innen nicht frei, auch in seinem Schaffen nicht frei werden kann, so lange die Gesellschaft vom Fürsten, Priester und Adel eingeschlossen, von eingerosteter Gewohnheit, von verlebter Sitte, von Vorurtheilen, Hoffahrt und Sklavensinn eingezwängt, auseinander gespalten und in jedem Theilchen wieder ummauert ist. Was wollen Sie? Diese Freiheit müssen Sie sich erkämpfen, oder Sie werden nie Etwas leisten, Sie werden verarmen, veralten und zur großen Heerde verkommener Söldlinge gehören.

Beethoven.

Sie sprechen schön, Herr, bewunderungswürdig — aber es weht mir so kalt, so eisig entgegen aus Allem, was Sie sagen, so schneidend wie im Winter durch das geöffnete Fenster, das man aufthun möchte, um frische Luft zu erhalten. Warum nur? . . . Ich hab' es. Weil Ihre Freiheit nichts Anderes als Kampf und Zerstörung ist, weil, um sich und die Ihrigen frei zu machen, Sie die bestehende Welt zerschmettern und die andere Hälfte der Menschheit erschlagen müssen. Ja, Ihre Freiheit ist ein Blutbad, muß wenigstens durch einen Blutstrom hindurch, um das Ufer der Freiheit wirklich zu ersteigen. Es mag nothwendig, zum Heile der zukünftigen Geschlechter sein — aber eine Künstlerseele kann nicht daran Theil nehmen, wer auf Töne und Harmonieen lauscht, vermag kein Rächerschwert zu tragen. Nein! Ihre Freiheit macht

den Menschen nur frei von Seinesgleichen; aber Ihr Freier kann ein niedriger Sklave seiner selbst, seiner wüstesten Leidenschaften sein, wird vielleicht zum Sklaven neuer Vorurtheile und Irrthümer. Wonach ich aber strebe, ist frei zu werden in meiner Kunst, in ihr den Inhalt meiner Seele ausdrücken zu können, Meister in den Gesetzen und Formen der Kunst — nichts Anderes.

Schneider.

Und glauben Sie, dies irgendwo zu erreichen, als wo auch von außen dem Künstler Freiheit, Würde, Achtung, Lohn entgegenkommen? Wo das Leben in mächtigen Strömen ihn ergreift, und abreibt, was Erziehung und Gewohnheit an kleinlichem Wesen, an Hülsen und Banden ihm aufgebürdet? Wo um ihn riesige Leidenschaften in gigantischem Kampfe toben und so Alles in ihm frei wird, was an Macht und Großheit in ihm schlummerte? Auf, junger Künstler, nach Paris mit mir — lassen Sie diese Engherzigkeit des deutschen Kleinstädters, der von dem Düngerhaufen nicht herunter kann, auf dem ihn das Geschick geboren werden ließ —

Beethoven.

Mann, Sie irren sich. Würde ich irgend eine Ahnung in mir verspüren, daß ich dort meinem Ziele näher käme: ich würde Alles hinter mich werfen! Aber ich fühle just das Gegentheil — dort wäre ich fremd, ganz fremd, zuletzt mir selbst entfremdet, ich würde nichts, man mich nicht verstehen — ich sage es offen: ich bewundre die Franzosen in Frankreich, aber ich hasse die Franzosen in Deutschland und die Deutschen in Frankreich.

Schneider.

Das ist stark. Doch ich interessire mich für Sie, ich möchte Sie an mich fesseln, ich liebe Sie, und so ertrage ich auch dies. Ich weiß, wären Sie einmal in Paris, der allmächtige Herrscherstab des Lebens würde diese Binde bald von Ihren Augen streifen. Streiten wir nicht mehr. Aber sagen Sie, was denken Sie, was hier aus Ihnen werden soll?

Beethoven.

Weiß ich es? Mein Sehnen geht nach — Wien. Wo Haydn weilt und schafft, wo Mozart wirkte und schuf — da — ich fühle es — da ist allein mein Platz, da würd' ich, was ich werden kann . . .

Schneider.

Nun ja, da können Sie verhungern und verkommen. Kaiser Leopold ist ein großer Beschützer der Kunst, ha! ha! Ihr Haydn ist da der Bediente des Esterhazy, der bereits des kostspieligen Prunkes überdrüssig ist, und Mozart — nun, dem erlaubten die Wiener Herren wirklich zu verhungern, und zischten seine Zauberflöte aus, weil sie nicht von einem Italiener war — o die kunstliebenden und freigebigen Deutschen! Gehen Sie hin, Beethoven, und verlumpen Sie da auch. Aber sind Sie schon dort! Mit nichten, vorerst stecken Sie noch im Gefängnisse Sr. Durchlaucht des Kurfürsten Maximilian und haben des Allergnädigsten höchsten Zorn auf sich geladen. Das ist heute — und morgen? Ha, ha! Der gute Herr wird davonlaufen, seine Akademie und seine Kapelle hinter sich und Jeden dem Elend überlassen, der bis jetzt an seinem Wagen ziehen half . . . morgen ist hier das Chaos, endlose Verwirrung! Beethoven, stoßen Sie die rettende Hand nicht von sich, die ich Ihnen biete! Sehen Sie klar, Sie und die Ihrigen sind verloren — kommen Sie mit mir, es ist Ihre einzige Rettung!

Beethoven (in großer Aufregung).

Sie haben Recht! Helfen Sie mir, und ich werde Sie segnen! Helfen Sie mir hinaus, diese Mauern erdrücken, diese Luft erstickt mich. Helfen Sie mir hinaus und von dannen . . . (ruhiger). Aber wohin Sie mich führen wollen, kann ich nicht. Ich kann kein Revolutionär sein, diese Flinte paßt nicht in meine Hand. Seit drei Geschlechtern hat meine Familie der Kunst des Friedens gedient, ich kann es auch nicht anders. So überlassen Sie mich meinem Schicksal. Mit diesem will ich kämpfen, so lange ich vermag. Soll ich untergehen, so sei es — ich will sterben, aber nicht auf fremder Erde, nicht im Kampfgewühle, nicht durch das Henkerbeil — denn, Herr, ich sage Ihnen, dem entgeht nicht, früher oder später, wer sein Vaterland verläßt, wer sein Vaterland an Fremde verräth — —

Schneider.

Genug, genug. Seht Euch selbst vor, Verräther an der Menschheit, die lieber vom Staube der Knechtschaft sich ersticken lassen, wenn es nur Staub von dem Boden ist, aus dem sie an's Licht gekrochen, lieber als an der großen befreienden Arbeit der Menschheit sich betheiligen. Wisse, Mensch, ich will lieber sterben im Angesichte einer freien Welt, als länger die Luft athmen Eurer Klöster, Eurer sogenannten

Akademien der freien Künste, Eurer Fürstenhöfe! Laßt Euch vergolden von den letzten Strahlen dieser untergehenden Sonne: es ist Flitterschmuck, Schaumgold, Euer ist die Nacht. Adieu, wir sehen uns nicht wieder!

(Ab. Beethoven folgt ihm bis zur Thüre).

Dritter Auftritt.

Veränderung. Salon im Schlosse.

Gräfin Hatzfeld. — **Hoflakai.** — Dann **Leonore.**

Gräfin (beim Eintreten zu dem ihr folgenden Lakai).

Ich will die Dame hier empfangen.

Leonore (tritt ein und verbeugt sich).

Gräfin (fixirt Leonore).

Sie sind Fräulein von Breuning? Was führt Sie zu mir?

Leonore.

Ich komme, gnädige Frau Gräfin, mit einer Bitte an Ihr edles Herz, an Ihre —

Gräfin (unterbricht sie).

Mich wundert's, daß Sie nie bei Hofe vorgestellt worden, Sie sind doch aus guter adeliger Familie.

Leonore.

Verzeihung, gnädige Gräfin; mein Vater ist im Dienste Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, in der Erfüllung seiner Pflicht gestorben; er hinterließ uns nur ein geringes Einkommen aus einem kleinen Besitzthum und meiner Mutter eine karge Pension. Da erschien es dieser angemessener, in Zurückgezogenheit zu leben und uns zu erziehen, als eine glänzende Stellung einzunehmen, die sie nicht behaupten konnte, ohne um Gnadengeschenke zu bitten und den hohen Herrschaften lästig zu fallen.

Gräfin.

Hm, das war Unrecht von Ihrer Frau Mutter — noblesse oblige, man hat Pflichten gegen seinen Stand. Man hätte sie wohl soulagiren können. Diese Annäherung des Adels an die bürgerliche Sphäre ist gefährlich. Die Grenzlinien dürfen nicht verwischt werden, sonst überschreitet sie das Spießbürgerpack leicht und schnell. Um die Stellung in der höheren Gesellschaft aufrecht zu halten, darf man kein Opfer

scheuen. Wie mangelhaft, Fräulein, muß nun Ihre Erziehung geblieben sein! Man hätte Ihnen eine Stelle an einem Hofe verschafft oder Sie in ein adeliges Stift gebracht — da Sie aber jetzt aller feineren Manieren entbehren müssen, geht es durchaus nicht an. Diese meine Position tritt wohl dem Zwecke Ihres Besuches entgegen, mein Fräulein, nicht wahr? Ich kann sie aber nicht ändern, ich habe sie nicht herbeigeführt.

Leonore.

Sie irren, Frau Gräfin. Ich habe kein Gesuch für mich oder einen der Meinigen vorzutragen.

Gräfin.

So? Und was wäre es dann?

Leonore.

Ich wollte eine Fürbitte an Sie, an Ihren Edelmuth richten für einen Unglücklichen, der ohne wirkliches Verschulden, ohne bewußten Antheil an einer schuldigen That, betrogen in seinem nichts ahnenden Vertrauen, in seiner kindlichen Offenheit, in's Unglück gestürzt ist, verdächtigt worden . . .

Gräfin.

Ha, ich errathe — für einen der verruchten Verschwörer, die sich gegen die Herrschaft, vielleicht gegen das Leben des edelsten Fürsten und Priesters erhoben — sprechen Sie von einem dieser?

Leonore.

Nein, gnädige Frau, nicht von einem dieser — das wäre ein nicht zu rechtfertigendes Unterfangen. Aber Ihr Geist, Ihr Scharfblick sagt Ihnen sofort, daß bei einer so viele Personen fassenden Schuld immer auch Schuldlose im ersten Drang und Anschein hineingezogen werden, und daß diese Schuldlosen das Mitgefühl edler Menschen und deren thätige Hülfe zu ihrer Befreiung beanspruchen können —

Gräfin.

Sieh da, Fräulein, Sie sprechen mit vielem Feuer — und wer ist der Glückliche, für den Sie so beredt eintreten? Ist es ein Greis, ein Familienvater, ein Gebrechlicher, der das Mitleid eines jungen Herzens heraufbeschwört?

Leonore.

Das ist er nicht — er ist mehr, gnädige Gräfin — freilich ist er auch gewissermaßen Familienvater, denn er hat Vater und Brüder zu ernähren, aber er ist mehr, er ist ein Genie, ein von Gott erkorener

Geist — es ist Ludwig van Beethoven, der grundlos in das Gefängniß geworfen und dem traurigsten Loose preisgegeben worden —

Gräfin.

Beethoven? Der grobe, ungeschlachte Musikus, der mehr als einmal durch sein anmaßendes Benehmen die gute Gesellschaft und zwar in unserm eigenen Hause beleidigt hat — so weit ein bezahltes, dienendes Subjekt beleidigen kann — und in welchem Verhältniß steht das Fräulein zu ihm, daß es sich zu einem so compromittirendem Schritte verleiten läßt?

Leonore (verlegen).

Er ist mein Lehrer — der Freund meines Bruders, von meiner Mutter seit seiner Kindheit unterstützt und in seinen niederdrückenden Verhältnissen aufrecht erhalten —

Gräfin.

Ja so, Freund, Lehrer — und dann so eine Liaison — ich wünsche Glück — der kann die finanzielle Lage Ihrer Familie schon verbessern —

Leonore (tritt einen Schritt zurück).

Frau Gräfin, ich sehe, Sie sind gegen uns ebenso, wie gegen den jungen Componisten eingenommen — aber das soll mich nicht abhalten, dennoch an Ihr Herz zu appelliren. Ich bewundere, ich verehre den Genius des jungen Mannes — weiter findet zwischen uns nichts statt. Frau Gräfin, Niemand kann sich verhehlen, es ist eine furchtbare, schreckensvolle Zeit da, und sie kann noch viel furchtbarer, noch viel schreckensvoller werden. Die Thatsache, daß unter einem Fürsten, wie unsre Durchlaucht ist, eine beträchtliche Zahl Bürger wegen Verschwörung in den Kerker geworfen werden mußte, ist Zeugniß genug. In einer solchen Zeit muß Jeder, der es vermag, sich einen Schatz an Vertrauen und Dank, an Zuneigung und guter Meinung bei dem Volke anlegen, um in etwaiger Gefahr Freunde und Schonung zu finden — Freunde, die sich selbst zwischen die Gefahr und ihr Opfer werfen —

Gräfin.

Hm, hm, nicht übel ausgedacht . . .

Leonore.

Beethoven ist schuldlos, das weiß die ganze Stadt. Man hat seine Lust, zu componiren, gemißbraucht, die ganze Stadt liebt ihn, das ganze Rheinland ist stolz auf ihn; wenn es heißen sollte: die Frau Gräfin Hatzfeld hat ihn gerettet, hat ihm von Seiner Durchlaucht Befreiung

geschafft — es würde einen großen Eindruck machen, man würde Sie verehren, lieben, mehr als je zuvor, und —

Gräfin.

Und ich würde eine Heroine des süßen Bonner Pöbels werden. Indeß, Fräulein von Breuning, es ist ganz vernünftig, was Sie da sagen; ich halte den Herrn Beethoven für sehr naseweiß und eingebildet, aber für nicht gescheidt und schlecht genug, in eine Verschwörung einzutreten. So undankbar gegen seinen durchlauchtigen Wohlthäter halte ich ihn nicht.

Leonore.

Halten Sie ihn für was Sie wollen, Frau Gräfin, aber sicher erkennen Sie in ihm die außerordentliche Begabung als Künstler, die nicht verloren gehen darf.

Gräfin.

Genug, Fräulein, so gern ich Ihrem jugendlichen Herzchen genügen möchte, ich kann noch nichts sicher versprechen. Seine Durchlaucht ist diesmal nicht leicht zur Begnadigung zu bestimmen, der erhabene Fürst fühlt sich zu tief verletzt — doch ich will es überlegen, vielleicht versuchen. Ha, höre ich nicht die Stimme des Monsignore Pacca im Vorzimmer? Gut, gehen Sie, ich werde es mit diesem meinem hohen Freunde berathen, und ich lasse Ihnen Nachricht geben.

(Leonore verbeugt sich und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Gräfin. — Nuntius Pacca.

Gräfin.

Sie kommen mir sehr willkommen, Monsignore!

Pacca.

Und Sie, Frau Gräfin, mir immer liebenswürdig entgegen.

Gräfin.

Haben Sie das junge Mädchen gesehen, das mich eben verließ? Sie ist von einer achtbaren adeligen Familie.

Pacca.

Sonst würde sie schwerlich Zutritt bei Ihnen haben! — Was wollte sie?

Gräfin.

Sie brachte eine Fürbitte für ihren Lehrmeister in der Musik, für den jungen Beethoven vor, der mit den Verschwörern verhaftet worden, aber nichts als ein ihm übergebenes Lied componirt habe. Ich soll bei Sr. Durchlaucht die Begnadigung bewirken. Ich bin dazu geneigt, man muß doch der Welt zeigen, daß man zwischen Schuldigen und Schuldlosen unterscheidet. Was ist Ihre Meinung, Monsignore?

Pacca.

Es macht Ihrem Herzen alle Ehre, aber ich rathe Ihnen entschieden ab, ich wäre entschieden dagegen.

Gräfin.

So; und warum, Herr Nuntius?

Pacca.

Weil ich dafür halte, daß mit Nachdruck und ohne Schonung gehandelt werden müsse. Das Unheil ist da: die Quelle desselben muß verstopft werden. Diese gleißnerische Aufklärung, diese Wissenschaften und Künste, welche dem wahren Glauben, der heiligen Kirche und dem Seelenheile der schwachen Menschenkinder mit Teufelslisten entgegentreten, und Altar und Thron zugleich umstürzen, sie müssen wieder aus der Machtstellung, in die sie sich frech eingedrängt, zurückgeschleudert werden; diese Akademien, Universitäten, Lyzeen, Kunstschulen und wie sie heißen, diese Stätten des empörerischen Geistes müssen wieder beseitigt werden. Hierzu müssen den Fürsten die Augen geöffnet werden. Was jetzt hier am Rheine vorgeht, das muß den Gebietenden jeden Ranges zeigen, was sie zu erwarten haben; was sie von diesen Professoren, die sich zu Richtern über Gott und den Papst aufwerfen, diesen Verbündeten der Sansculots, an den beiden Ufern des Rheins geschieht, das wird hinreichen, den Regenten die brennenden Funken zu zeigen, die sie auszutreten und zu verlöschen haben.

Gräfin.

Ich verstehe, Monsignore. Sie haben tausend Mal Recht, wenn es nur noch Zeit wäre!

Pacca.

Darum, Gräfin, *keine* Gnade, *keine* Freilassung. Lieber noch Etliche des Gelichters in den Kerker geworfen, denn sie sind alle schuldig. Der eine Theil ist nur muthig und will siegen, der andere feige und will abwarten. Begnadigt man, läßt man Verdächtige frei: so glauben

die anderen Fürsten, man habe die Sache wohl schlimmer gemacht als sie wirklich gewesen, man habe aus Angst und Schrecken übertrieben. Und der Pöbel hielt es nicht für Gnade und guten Willen, sondern für Furcht und Schwäche, und fühlt sich in seiner Tollheit bestärkt.

Gräfin.

Sie haben mich vollkommen überzeugt.

Pacca.

Also nicht einen Einzigen losgelassen, Alle bestraft, damit Alle gewarnt und geschreckt werden! Wir sind es der Gesammtheit, dem Staate und der Kirche schuldig. Sollen Alle untergehen um einiger Weniger willen? Was kommt auf Einzelne an, wo das Ganze gerettet werden muß?

Gräfin.

Ich werde genau hiernach handeln.

Fünfter Auftritt.

Der Kurfürst. — Die Vorigen.

Kurfürst.

Es freut mich, Louise, es freut mich, Herr Nuntius, Sie hier zu finden. Eine Deputation der Bürgerschaft hat um eine Audienz angesucht, ich habe sie hierher beordert. Ich bitte Sie, derselben beizuwohnen; Ihre Ansicht, Monsignore, höre ich so gern, Ihres Rathes bin ich stets gewärtig.

Pacca.

Es ist etwas spät, daß diese guten Leute kommen; sie haben Zeit genug gebraucht, es sich zu überlegen.

Gräfin.

Aber sie kommen doch, und sprechen sicher die Meinung der ganzen Bürgerschaft aus.

Kurfürst.

Recht, Gräfin, in solcher Zeit ist es doch etwas Anderes, vor seinen Bürgern fliehen zu müssen oder von ihnen Huldigungen zu erfahren.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. — Bürgerdeputation, an ihrer Spitze der **Bürgermeister.**

(Sie bleiben am Eingange des Saales in ehrerbietiger Haltung stehen.)

Kurfürst (begrüßt sie freundlich).

Treten Sie näher, lieber Bürgermeister, und Sie Alle, was bringen Sie mir?

Bürgermeister (hervortretend).

Durchlauchtigster, großmächtigster Kurfürst und hochehrwürdigster Herr! Die gesammte Bürgerschaft der hochbeglückten kurfürstlichen Residenz Bonn hat bei Bürgermeister und Rath das gehorsame Gesuch und den dringenden Antrag gestellt, daß Bürgermeister, Rath und Bürgerdeputation bei Ew. Kurfürstlichen Gnaden submissest eine Audienz erbäten, um Allerhöchst die Danksagungen und Bitten Dero unterthänigsten Bürgerschaft zu Füßen zu legen.

Kurfürst.

Nun, was will die Bürgerschaft? Was wollen Sie?

Bürgermeister.

Zuvor und vor Allem unseren tiefgefühlten Dank aussprechen, daß Kurfürstliche Durchlaucht trotz der schweren Zeitläufe und der harten Bedrängnisse in unsrer Stadt verblieben, und Ihre getreuen Unterthanen nicht verließen, alldieweil diesen sonst die Sonne der Hoffnung auf bessere Zeiten gänzlich untergegangen wäre — unseren unaussprechlichen Dank, daß Ew. Gnaden sich von der geringen Handvoll Frevler und Verbrecher nicht haben beirren lassen, vielmehr diese räudigen Schafe aus der getreuen und gesunden Heerde aussonderten und zur verdienten Strafe zogen, alldieweil sie bei Allen nur Abschen, Ekel und gänzliche Verdammniß gefunden.

Kurfürst.

Gut, so habe ich es auch angesehen. Wehe diesen Uebelthätern, keine Nachsicht gegen sie, Verführer und Verführte! Aber meine ganze Huld den Getreuen und Ehrenfesten.

Bürgermeister.

Und wer hat diese Huld mehr erfahren, diese Weisheit und Gerechtigkeit, als die Bürger Bonns? Haben Eure Gnaden nicht das ganze Füllhorn der Wohlthat über uns ausgeschüttet, der Wissenschaft

und Kunst Tempel gebaut, den Armen und Hülflosen Spenden über Spenden geboten. Ja, Durchlaucht die Abtrünnigen haben unnachsichtige Strafe verdient! — Und nun flehen wir, daß es unserem Herrn Kurfürsten gefalle, auch ferner in unsrer Mitte zu residiren, weder vor den ohnmächtigen Geberden der wenigen Verirrten, noch vor den leeren Drohungen der tollkühnen Feinde, der verruchten Ketzer und Franken aus den festen und sicheren Mauern dieser Stadt zu weichen. Ja, Durchlaucht, durch meinen Mund geloben die gesammten Bürger Bonns vor Gott und ihrem Fürsten, mit Gut und Blut einzustehen für die Erhaltung Ihres Thrones und erzbischöflichen Stuhles ihres angebeteten Herrn Alles zu opfern, Gut und Blut, und so es Noth thut, sich zu bewaffnen, auf dem Brachfelde ihr Blut zu verspritzen, oder auf den Mauern und Wällen ihr Leben hinzugeben! Wir geloben es und werden es halten und erfüllen!

Kurfürst (zur Gräfin).

Hören Sie es, Gräfin? So etwas thut dem väterlichen Herzen eines Fürsten wohl. Hören Sie es, Monsignore? Das sind deutsche Herzen, die schlagen treu!

Pacca.

Hoffen wir, daß, wenn es gilt, es sich bethätige.

Kurfürst (zu den Bürgern).

Haben Sie Dank, lieber Bürgermeister, und bringen Sie denselben allen unseren lieben und getreuen Bürgern. Wir wissen, daß wir aller Zeit unsrer Regentenpflicht eingedenk waren, und sie in ihrem ganzen Umfange zu üben unablässig trachteten. So möge jede Gefahr von uns fern bleiben, wie wir sie nicht heraufbeschworen haben, und sollte sie dennoch auch zu uns herandringen, dann wollen wir getreu bei einander stehen, mit einander ausharren; und unseren vereinten Kräften wird es gelingen, das Vaterland —

Siebenter Auftritt.

Spiegel und **Waldstein** stürzen herein. — **Die Vorigen.**

Spiegel.

Durchlaucht, ich bringe eine entsetzliche Nachricht —

Alle (erschrocken).

Was?

Kurfürst.

Was giebt's?

Spiegel.

Soeben läuft die Botschaft ein, daß heute Nacht eine Abtheilung Franzosen Coblenz überrumpelt hat — sie erstiegen im Schutze großer Dunkelheit und eines starken Sturmes die Mauern, stießen die Schildwachen nieder und drangen in die Stadt. Der Oberst von Pocher sammelte die Garnison so gut er es vermochte, es entspann sich ein harter Kampf, die überraschten, in der Eile kaum bewaffneten Soldaten unterlagen, der Oberst fiel, ein geringer Theil rettete sich und floh bis zur Ahr, wo unser Major von Möller mit seiner Truppe eine feste Position bei Remagen inne hat, und sie bis auf den letzten Mann vertheidigen wird.

Kurfürst.

Coblenz in den Händen der Franzosen! O Unglück, o Schrecken — Alles ist verschworen, Alles bricht zusammen!

Spiegel.

Nein, Durchlaucht, noch nicht Alles — man glaubt nicht, daß die Franzosen bis zur Ahr vorzudringen und unsere Verschanzungen anzugreifen gedenken — wenigstens ist dies die besondere Meldung des Majors von Möller.

Kurfürst.

Nun, so haben wir dadurch Zeit, uns zur Abreise anzuschicken.

(Die Bürger gehen einzeln und leise ab.)

Spiegel.

Warten wir doch erst Weiteres ab, Ew. Gnaden. Bonn ist vertheidigungsfähig, wir haben Waffen und Vorräthe genug, die Bürgerschaft ist von den besten Gesinnungen beseelt und entschlossen —

Kurfürst (wendet sich um).

Meine Bürger — wo ist die Deputation?

Pacca.

Sie hatte ihre Rede gehalten, die Antwort empfangen, und — als sie die Nachricht des Herrn von Spiegel gehört, hatte sie wahrscheinlich hier nichts mehr zu thun.

Kurfürst.

Da haben Sie es — Gut und Blut gelobten sie, das feige Gesindel! Was meinen Sie, Herr Nuntius?

Pacca.

Sie erinnern sich, Herr Kurfürst, daß ich dafür war, Sie mögen hier bleiben. Aber jetzt haben sich die Umstände geändert. Wir hatten auch hier eine Verschwörung, Ihre Schutzwehr Coblenz ist gefallen, Ihre Hülfsmittel sind unzureichend; mit diesen Feiglingen von Bürgern ist nichts zu machen, sie sind seit Jahrhunderten die Waffen zu führen entwöhnt und werden über Nacht keine Helden werden. Jetzt wird die Welt nicht mehr sagen: der Kurfürst floh, sondern: er wich mannhaft vor der Uebermacht — weichen Sie, gnädiger Herr.

Gräfin.

Durchlaucht, der Herr Nuntius hat immer gut gerathen, hören Sie auf sein Wort.

Kurfürst.

Es ist entsetzlich — o Bruder Joseph — so geht die Saat auf, die wir mit so vielen Hoffnungen gestreut!

Spiegel.

Mit Nichten, gnädiger Herr! Klagen Sie sich nicht fälschlich an, — was jetzt geschieht, ist seit vielen Jahrhunderten ausgestreut und von vielen Vorgängern mit dem Blute und Schweiße des Volkes gedüngt worden — klagen wir nur, daß wir nicht mehr im Stande waren, das Aufgehen dieser Saat zu verhindern und sie durch eine bessere zu ersetzen. Der Herr Nuntius hat selbst —

Pacca.

Streiten wir nicht. Ich verabschiede mich von Ihnen, Herr Kurfürst, und gehe vorläufig nach Hildesheim. Ich hoffe, Sie bald wieder hier begrüßen zu können. Es ist ein Strafgericht Gottes, das über die Fürsten kommt; allein es wird denselben zur Belehrung dienen; sie werden sich zu einem festeren Bunde als bis jetzt vereinigen und die gottlosen Franken wieder über die Grenzen zurückwerfen. Aber das Strafgericht muß zunächst die wahren Uebelthäter treffen. Wie gedenken Sie über die Gefangenen zu verfügen?

Kurfürst.

Gut, daß Sie mich erinnern — Freiherr, erlassen Sie sofort Befehl, daß augenblicklich sämmtliche Gefangene in verschlossenen Wagen unter starker Bedeckung nach Neuß gebracht und in die Casematten geworfen werden — dort sollen sie ihr Urtheil erwarten.

Waldstein.

Wie, Durchlaucht, sämmtlich? Auch —

Kurfürst.

Sämmtlich, ohne Ausnahme. Sobald wir in Düsseldorf Zeit finden, wollen wir sie aburtheilen. Sie, Frau Gräfin, haben wohl auch Ihre Anstalten zu treffen, wir reisen gemeinschaftlich. Kommen Sie, Spiegel, in mein Cabinet, um spezielle Befehle auszuarbeiten, und Sie, Waldstein, bleiben hier, um jede Meldung, jeden Rapport entgegenzunehmen, und falls sie wichtig sind, mir zu überbringen.

(Alle, außer Waldstein, nach verschiedenen Seiten ab.)

Achter Auftritt.

Waldstein, dann **Leonore.**

Leonore (tritt ein und erblickt Waldstein).

O Herr Graf, treff' ich Sie? Ein glückliches Begegniß!

Waldstein.

Ach, Fräulein von Breuning! Wie kommen Sie hierher?

Leonore.

Ich will, ich muß zu Kurfürstlicher Durchlaucht — entschuldigen Sie, hier im Schlosse ist Alles in Verwirrung — ich sah Männer und Frauen flüchtig herauskommen, die Diener stehen Niemandem Rede, sie eilen mit Sachen und Gepäck theils umher, theils von dannen. — Ist es wahr, Coblenz ist eingenommen?

Waldstein.

Ja, Fräulein — aber was —

Leonore.

Der Herr Kurfürst verläßt Bonn?

Waldstein.

Allerdings. Aber was haben —

Leonore.

Und die Gefangenen?

Waldstein.

Sollen nach Neuß gebracht werden.

Leonore.

Alle, alle? Auch Beethoven?

Waldstein.

Der Kurfürst —

Leonore.

Muß ihn begnadigen, Herr Graf! Dazu bin ich hier. Ich will mich ihm zu Füßen werfen, er ist so gütigen Herzens —

Waldstein.

Jetzt will er von nichts hören, auch ist er in der That zu beschäftigt.

Leonore.

Und darüber soll Beethoven zu Grunde gehen? Soll dieser große Genius verzweifeln, während ein kleines Wort ihn retten könnte? Herr Graf, könnte der Kurfürst, könnten Sie, könnten wir Alle dies verantworten vor Gott und Menschen? Sie waren immer sein hoher Gönner, er sprach stets mit Begeisterung und voll Dankes von Ihnen!

Waldstein.

Aber was wäre zu thun? Ich sehe keinen Ausweg.

Leonore.

Führen Sie mich zum Kurfürsten, ich stehe nicht auf vor ihm, bis er Gnade verliehen — —

(Ein Bedienter kommt.)

Bedienter.

Herr Graf, ein Brief an Ew. Excellenz — der Mann ließ sich nicht abweisen; er käme von einem Manne, sagte er geheimnißvoll, der sich nicht unbestraft abweisen ließe, und verschwand.

Waldstein.

Gieb her. (Bedienter ab. Waldstein öffnet den Brief.) Ha, von — Eulogius Schneider! Der Verräther — was will diese giftige Schlange? (Liest:) „Herr Graf! Retten Sie Beethoven — er ist schuldlos wie ein Kind — ich habe ihn aus dem Gefängniß befreien und mit mir nach Paris nehmen wollen — er hat es hartnäckig verweigert. Er will nicht zu den Helden der Freiheit gehören! Der kindische Mensch hat sein Glück mit Füßen gestoßen, weil er — ein Deutscher, das heißt kleingeistig ist. Retten Sie ihn, oder ich schwöre: ich werde es an dem Kurfürsten Blut um Blut rächen, ich, Eulogius Schneider, Weltbürger und Delegirter der französischen Nation."

Leonore.

Himmel!

Waldstein.

Das ist gut. Dieser Brief muß wirken nach zweien Seiten hin. Kommen Sie, Fräulein, ich führe Sie in das Cabinet des Herrn. Sie und dieser Brief werden ihn retten — darf ich doch so dieses Schreiben dem Herrn Kurfürsten nicht vorenthalten.

(Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Veränderung. — Gefängniß.

Beethoven kommt aus dem Hintergrunde des Kerkers. — **Gefangenwärter** tritt ein.

Gefangenwärter.

Herr Beethoven, Herr Beethoven — es ist Befehl da: Sie müssen sich sofort fertig machen, alle Gefangenen werden alsbald nach Neuß gebracht, und in den Casematten einlogirt.

Beethoven.

Was sagen Sie? Wir werden aus unsrer Vaterstadt fortgeschleppt? Ohne Verhör, ohne Urtheil?

Gefangenwärter.

Ich bedaure sehr, es thut mir sehr leid — aber was können wir Armen gegen die Befehle der Herren machen? Die Wagen stehen schon im Gefängnißhofe, und 20 Mann Husaren mit gezogenen Säbeln zur Bedeckung sind aufmarschirt.

Beethoven.

Ich soll meinen Vater, meine Brüder nicht wiedersehen? Aber warum dies, und so plötzlich?

Gefangenwärter.

Ach Herr Beethoven, es geht hier Alles drunter und drüber — Alles läuft, eilt, rettet sich — der Herr Kurfürst, die Herren Minister, die Gräfin, die hohen Beamten, die Priester — wir Kleinen natürlich müssen bleiben — ob wir dabei schlimm fahren, wird sich zeigen.

Beethoven.

Was ist aber die Ursache? Kennt man sie nicht?

Gefangenwärter.

Das ist kein Geheimniß — die Franzosen haben Coblenz in der Nacht genommen, und werden bald hier sein.

Beethoven.

Und diese würden unsre Befreier sein? und vor ihnen will man uns entführen? Und Rache zu üben, hat man noch Zeit, während man das Wichtige und Nützliche unterlassen wird — o ihr niedrigen Seelen — in Neuß wird man unser vergessen —

Gefangenwärter.

Also, Herr Beethoven, Ihre paar Sachen zusammengeschnürt —

Beethoven.

Ich gehe aber nicht fort, nicht von der Stelle —

Gefangenwärter.

So wird man Gewalt brauchen —

Beethoven.

Auch der widersetze ich mich, ich weiche nicht, man tödte mich!

Gefangenwärter.

Machen Sie kein Aufsehen, lieber junger Mann, es hilft Ihnen doch nichts, es kommen dann vier, fünf Mann, ergreifen Sie bei den Füßen und Armen und tragen Sie in den Wagen — nachher verhängt man wegen Widersetzlichkeit Strafen über Sie, Fasten, ja Schläge . . .

Beethoven.

Oh, jetzt sehe ich, Schneider hatte Recht; jetzt weiß ich, sie sind Tyrannen, Despoten, Henker . . .

Zehnter Auftritt.

Leonore. — Die Vorigen.

Leonore.

Nicht doch, Ludwig, keine Tyrannen, keine Despoten — (hält ein Schreiben in die Höhe) Freiheit bringe ich!

Beethoven (stürzt ihr entgegen).

Leonore! Leonore, Sie kommen — Sie bringen —

Leonore (zum Gefangenwärter).

Mein Lieber, hier ist die Ordre des Herrn Kurfürsten, den jungen Beethoven sofort frei zu lassen.

Gefangenwärter.

Das ist schön, prächtig! Wie würde sich der Professor Schnei — still, still! (schlägt sich auf den Mund und geht ab).

Eilfter Auftritt.

Leonore. — Beethoven.

Beethoven.

O Leonore, Sie sind doch mein guter Genius, mein Schutzengel — wie haben Sie es bewerkstelligt?

Leonore.

Mein Verdienst ist nur gering, Beethoven — ich bin nur in dem rechten Augenblicke eingetreten; Graf Waldstein, der Sie so sehr schätzt, hat das meiste gethan, er hat Ihre Freilassung fast zur Bedingung seines Bleibens gemacht; und dann war ein Brief des Professors Schneider, den dieser an den Grafen gerichtet, von der größten Wirkung — daß Sie nicht mit diesem nach Paris gewollt, hat den Kurfürsten milde für Sie gestimmt, daß er die angedrohte Rache fürchtete, hat ihn zum Entschlusse gebracht.

Beethoven.

Ja, mag Alles sein, aber ohne Sie, Leonore, wär's nimmer geworden! Ihnen dank' ich es, werd' ich es danken bis zum letzten Odem meines Lebens! Ohne Sie hätte Alles an mich vergessen.

Leonore.

Aber ich bringe noch mehr. Beethoven, Sie müssen fort — und Graf Waldstein bietet Ihnen die Mittel dazu; hier ist eine Anweisung auf hundert Dukaten nach Wien — vom Kurfürsten haben Sie nichts mehr zu erwarten.

Beethoven.

Einhundert Dukaten — das ist für mich und die Meinen auf eine lange Zeit genug — und nach Wien, sagen Sie? Oh, das Ziel meiner Wünsche, o Erlösung, o zwiefaches, volles, ganzes Glück: so kommst du auf einmal?

Leonore.

Aber die Ordre lautet, daß Sie bis heute Abend 6 Uhr das Weichbild der Stadt verlassen haben müssen. Sie werden sich zu beeilen haben —

Beethoven.

Das ist eine karge Spanne Zeit — aber was thut es? Muß ich fort, und ich will ja fort, desto besser, je schneller! Der Kurfürst? Nun, Leonore, er war mein erster und soll mein letzter Herr sein — ich trete *nie* wieder in eines Menschen Dienste!

Leonore.

So kommen Sie —

Beethoven (tritt näher).

Edles, angebetetes — nein, nein! mehr, über Alles und für immer geliebtes Mädchen! Ja, wenn ich daran denke, welche Bürde, welches Joch von diesem Geiste genommen wird, erwäge, was mir gegeben, was für die Zukunft gewährt wird — o ich könnte trunken werden — aber mitten in diesem Glücke fühle ich die tiefe Schwermuth, den herben, herben Schmerz — auch von Dir zu scheiden, und geschieden — für immer! Glaube, die Flügel bluten doch, indem sie sich frisch und neu belebt erheben, der Aufschwung schmerzt, es ist ein heißes Brennen mitten in dieser Freude . . .

Leonore.

Ludwig, nehmen Sie die Erinnerung an mich nicht als eine Trauer, als einen dauernden Schmerz mit von hinnen — scheiden wir, aber Sie begleite der Gedanke an mich als an die treueste Freundin, als eine wahrhafte, ergebene Schwester, das Bewußtsein, daß ich unter den Menschen keinen so hoch stelle, so verehre wie Sie — sollte dies nicht trösten?

Beethoven.

Vielleicht in diesem Augenblick, da Du bei mir bist, da ich Deine holde Stimme, Deine süßen Worte vernehme — aber wenn ich draußen sein werde, allein, einsam, unter Fremden, ohne Genossen, ohne Theilnahme —

Leonore.

Ludwig, Dir bleibt eine Gefährtin, höher, heiliger als ein Menschenkind, als eine Sterbliche — die göttliche Muse der Tonkunst, die an Deiner Wiege stand und ihren Glorienschein um sie breitete, und die einst ihren schönsten, unverwelklichen Kranz auf Deine Gruft legen wird. — Dir, Ludwig, ist ein großer Weg geöffnet, den Du durchschreiten mußt, ein Weg der höchsten Beglückung: zu schaffen und immer zu schaffen zum Seelengenusse der Menschen, sie, wenigstens auf Stunden, vom Joche der Erde zu befreien, zur Läuterung, zur Tröstung, zur Befriedigung der Seelen. Mögen draußen die Kämpfe tosen, mag man zerstören und aufbauen, eine Welt in Trümmer gehen und sich wieder erheben — Du wirst in Deiner Klause die göttlichen Saiten

rühren, und wenn Alles wieder still geworden, werden Deine Gesänge erst recht erklingen, Deine Harmonien erst recht alle Räume und alle Zeiten erfüllen! Dann wird man von Jahrhundert zu Jahrhundert die Stunde Deiner Geburt segnen und feiern auf dem ganzen Erdenrund! Und mit diesem Seelengruße wollen wir scheiden!

Beethoven (stürzt in ihre Arme und erhebt sich dann).

Wohlan, ich kenne fortan nur Eines und will es erstreben als den Inhalt meines ganzen Lebens: Freiheit in der Kunst, Freiheit des Geistes, Freiheit des Mannes!

(Der Vorhang fällt.)

Herzog und wenn Alles wieder still geworden, werden Ihre Werke erst recht erklingen. [illegible] [illegible] [illegible] alle [illegible] und alle Zeiten [illegible]! Dann wird auch von [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und der ganzen [illegible] Und mit [illegible] [illegible] wollen wir [illegible]!

Beethoven (geht, in den Text [illegible] [illegible]).

[illegible], so kann ich nur Ohre und weil zu [illegible] [illegible] Inhalt meines ganzen Lebens: Arbeit ist der [illegible], [illegible] des [illegible], [illegible] des [illegible]!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Epilog.

Die einzulegenden Musikstücke Beethoven's sind nur angedeutet, und steht deren Wahl den Herren Musikdirektoren frei.

Der Verfasser.

Epilog.

Landschaftliche Scene.

Einleitende Musik von Beethoven.

Das Jahrhundert.

Wenn unter allen den Milliarden Strahlen,
Die von des Weltengeistes Thron herab
Zu dieses Erdballs dunklen Säumen fahren,
In Staub gehüllt als Menschen hier zu wandeln,
In seiner Huld er Einen sendet nieder,
Aus seinem Aug' ein Blick, voll ew'gen Feuers,
Mit lichtem Glanz die dunkle Nacht erhellend —
Dann wird zugleich ein Wesen meiner Art
Im Schooß der Menschheit unbemerkt geboren,
Des Genius Jahrhundert nennt man uns.
Die Stunde der Geburt ist auch die unsre,
Wir wandeln mit ihm seines Daseins Tage,
An seinem Grabe stehen wir und trauern,
Und leben weiter, bis noch einmal naht
Nach hundert Jahren jene heil'ge Stunde,
Da solch' ein Geist der Erde ward gewährt —
Dann scheiden wir und sinken in die Arme,
Die allumfassenden, der Mutter Zeit.

Ihr fraget mich, wozu wir denn noch seien?
Was wir zu thun, wir, des Genius Jahrhundert?
Wir sammeln Jedes für sein hohes Kind,
Aus den vergangnen Zeiten edle Frucht

Zu reichen ihm als seines Geistes Speise.
Was die Genossen vor ihm woben, schufen,
Und was der Strom der eignen Zeit herbei
Im vollen Wirbel aus der Tiefe trägt,
Das machen wir auf seine Seele wirkend,
Und hauchen leise, stärker dann den Funken,
Der in ihm ruht, zur hellen Flamme an,
Bis sie hinauf wie eine Feuersäule
Zum Himmel steigt, zu dieses Erdballs Himmel.
Und was dann schafft sein gottgeweihter Geist,
Das tragen wir zu allen Fernen hin,
Und öffnen ihm die festverschlossnen Pforten,
Die Felsen sprengend, die den Weg ihm sperren,
Die Gründe füllend, die entgegengähnen.
Und hat ihn erst die stille Gruft geborgen,
Ist seine Hülle, sind der Erde Bande
Von ihm gefallen, die sein Thun beengt —
Dann rufen wir das Wort, das er gesprochen,
Der blöden Menge nur noch lauter zu,
Bestrahlen hellern Lichtes seine Werke,
In's Herz der Zeit zu senken seine Schöpfung –
O welch' ein großes, ruhmgekröntes Ziel!

Preist Ihr uns glücklich? Haltet ein das Urtheil!
Wie Euch, so uns — nur Wenigen gelingt's.
Die Meisten sind an Geister hier gebunden,
Die funkelnd, schimmernd ihre Zeit durchstrahlen
Mit Herrscherkraft, und doch nur Meteore,
Ach, deren Spur mit ihnen selbst erlischt —
Wir leben noch, und sind dann schon vergessen,
Hohn, bittrer Spott statt Ruhms ist unser Theil,
Und bricht das Herz uns, eh' wir sind geschwunden.

(tritt hervor)

Heil mir! Nicht also ward mein Theil! Mir ward
Ein schönres Loos, mir wand den Strahlenkranz
Der Ewigkeit ein göttliches Geschick
Um's Haupt, ja mir — Beethoven's Säculum!

Ich ward gesellt der auserlesnen Schaar,
Die auf den unerschütterlichen Fels
Der Unvergänglichkeit ist hingestellt,
Vom Morgenroth, vom Abendroth umstrahlt,
Wie wechselnd sie um unsren Fuß sich legen,
Von Kämpfen nicht, von Stürmen nicht berührt,
Das ewige Panier des Schönen, Wahren
In unsrer Hand — nur einen Schmerz empfindend,
Daß unsre Zahl gering aus all' der Menge!

(Pause)

Er ist gekommen, der geweihte Tag,
Wo ein Jahrhundert über mich verflossen,
Der Tag, der einst an jenes theuren Knaben
Armselger Wiege mich entstehen ließ,
Und jetzt auch mir die dunkle Klause öffnet.
Des Scheidens Stund' um stille Mitternacht,
Sie naht, ich fühl's, mein Wesen löst sich auf,
Ich gehe ein in der Verklärung Schooß.

(Pause)

Es ward Euch vorgeführt; Ihr habt geschaut
In seiner Kindheit vielumhärmte Tage,
In seiner Jugend vielumdrängte Zeit,
Wie er voll Mühsal sich zum Mann gerungen,
Wie er sich losriß von der Heimath Strand,
Durch wildbewegte Wogen einem Ziel,
Verhüllt von Nebeln, ringend zuzueilen —
Und dieses Ziel, er hat es ganz erreicht!
Er landete wohl an der rechten Stelle,
Stieg dann die Höhen unermüdet an,
Und immer höher bis zum höchsten Gipfel,
Bis sich sein Haupt dicht zu den Sternen hob.
O dürftet Ihr in seines Geistes Werkstatt,
In seiner großen Seele Kammern schauen,
Wo Gott sich offenbart, wo jenseitsher
Verborgner Welten Ton herüberquoll,
Was sich der Macht des Wortes nicht ergiebt,
In Melodie und Harmonie gekleidet,

Was nicht zu denken, in Gefühl gewandelt,
Durch Eure Seelen heil'gend wallt und strömt!
Die Hörer hörten, und verstanden's nicht —
Sie ahnten nur und wollten weiter hören —
Ein Zauber nicht, ein Bann war's, der sie hielt,
Sie sträubten sich, und konnten doch nicht fliehen —
Da wandelt' sich ihr Geist, die eigne Kraft
Wuchs ihnen unbewußt — sie hörten wieder:
Verständniß naht, sie lauschen emsiger,
Aufschlägt des Geistes Pforte, siegend rinnt
Der Strom durch ihre Seelen, füllt das Bett
Bis an den Rand mit hocherhab'nen Weisen,
Und trägt sie sicher zu des Paradieses,
Zu himmlisch lautrer Wonne Gottesufer!
So wuchs sein Wirken und sein Anerkennen,
Bis er die Schranken brach, die Raum und Zeit
Dem Endlichen und dem Begrenzten setzen,
Und über Raum und Zeit der Flügelschlag
Des hohen Geistes voll des Ruhmes rauscht.
Heil, Deutschland, Dir, Dich ehrt Dein großer Sohn!
Dir, Rheinstrom, Heil, daß Du ihn sahst geboren
An Deiner grünen Rebenhügel Fuß,
Und Heil der Stadt, die seine Jugend barg!

(Pause)

Vom grünen Rhein zur blauen Donau hin
Wandt sich sein Fuß, den Meistern sich zu nahen,
Der hohen Kunst Vollendung hier zu finden —
Ein Meister selbst, der Meister Meister bald.
Wild tobt um ihn der Zeiten grauser Sturm,
Denn Völker stürzen über Völker her,
Die blut'gen Schlachten breiten Schrecken aus,
Verderben, Noth, Zerstörung durch die Gauen,
Hier wird ein Thron gebrochen, dort gezimmert,
Deß Purpursammt in Stücken bald zerflattert —
Den Meister kümmert's nicht, er schreitet muthig
Durch all' die Wirren, immer Neues schaffend,
Frei in der Kunst, den Genius frei entfaltend,

Und freien Sinns vor Königen und Völkern!
Er beugt sich keinem Herrscher, schmeichelt nimmer
Des Tages Siegern, seinem Volk allein,
Der Menschheit lebend, für der Zukunft Sieg.

Ihr preist ihn glücklich? — wer so Großes schafft,
Wem fort und fort so Herrliches gelingt,
Wie selig der! — O wüßtet Ihr die Schmerzen,
Die Tag für Tag durch seine Seele flossen,
Die er als Kaufpreis für sein Schaffen zahlt —
Der Pfad so düster, den der Meister wandelt,
Und schmerzliche Entsagung all sein Loos.
Denn einsam ging er durch dies Erdenleben,
Kein liebend Herz schlug ihm am großen Herzen,
Die Nächsten selbst, für die er strebt' und schaffte,
Bereiten ihm ohn' Ende Plag' und Leid,
Der Sorgen Schaale stand an seiner Lippe
Ohn' Unterlaß, mit kargem Lohn gefüllt,
Daß er am Ende seiner Tage noch
Die Hand muß strecken nach der Fremde Gabe —
Und endlich — hört's — ein grauenvolles Fatum,
Ein wohlbewußt', doch mitleidsloses Schicksal
Nimmt ihm, der Töne Held, der Tön' Empfinden,
Bannt ihn in ewges Schweigen, in die Wüste,
Wo Schall und Klang erstirbt, als ob es ihn
In's Heiligthum der innern Harmonie
Einschließen wollt, daß unentweiht von Außen
Im eignen Tempel er als Priester diene!

(Pause)

Hat's ihn gehemmt, daß ihm des eignen Werks
Genuß versagt war? Hat er eingehalten?
Ließ er die unvernommne Harfe sinken?
Zerschlug er sie in der Verzweiflung Sturm?
Nein! nein! Er fühlt's, aufschreit sein banges Herz —
Er greift hinein, er überwindet, siegt!

(Es fallen einige Passagen aus der Passionata ein.)

So giebt er sich der Menschen Pein und Freude
Mit ganzem Herzen groß und willig hin.
Ihm war der Liebe höchste Lust versagt,
Doch strömt er ihre Noth und Seligkeit,
Des Kerkers Nacht, das dunkle Grab besiegend,
Mit Allgewalt durch seine Saiten aus.

(Leonore und Floristan erscheinen, so wie das Chor, und tragen den Schluß von Fidelio vor.)

Die Völker toben — aus der Knechtschaft Fesseln
Erheben sich Nationen, des Despoten
Gigantenmacht zu stürzen heldenmüthig,
Und starke Herzen brechen sieggekrönt —
Voran der Sänger, der zum Kampfe ruft,
Dem Sieger drückt die Palme in die Hand,
Des Helden Leiche sanfte Ruhe kündet.

(Eroica. Chor der Kämpfer. Trauermarsch.)

Der Friede steigt vom blauen Himmel nieder
Und wandelt freudig durch die grüne Flur.
Der Frühling öffnet Knosp' und Blüthenkelch
Und läßt im Wald der Sänger Chor erklingen;
Es treibt der Hirt die Heerde fröhlich aus,
Im Wiesengrund tönt heitres Spiel und Tanz.
Vergessen ist vergangner Schrecken Nacht,
Die Lust des Lebens wallt im Chorus auf.

(Pastorale. Chor der Landleute.)

Doch nicht zum Frieden ward der Mensch auf Erden.
Des Lebens Räthsel wird ihm erst gelöst,
Wenn er des Jenseits Pforte hat erreicht
Und durch des Todes dunklen Gang sich windet.
Und vor dem Scheiden rafft der Meister sich
Zum höchsten Sang mit Riesenkraft empor.
All' dieses Lebens Chaos wirbelt rings
Um seinen Geist, der Schöpfung Werde! tönt
Und bringt die stummen Element' in Kampf,
In wüsten Widerstreit auf Tod und Leben.
Es schauert durch das All, und Höh' und Tiefe,

Sie brechen durcheinander, formlos ringend
Nach Wesen und Gestalt, und Raum nicht findend —
Je mehr das Werde! tönt, nur um so wilder
Ras't fessellos des Stoffes Wirbeltanz,
Das Ganze will aus Theilen sich nicht fügen,
Weil Theil um Theil das Dasein sich bekämpft —
Horch, rauscht es nicht, tönt's nicht von ferne her,
Und näher klingt's? Und Alles horcht und lauscht?
Was nicht Gedanke, was nicht Wort vermag —
Der Harmonie, die schwellend sich erhebt,
Den Sturm durchwallt, ihn schwichtigt und bezwingt,
Der Harmonie, die siegend von der Erde
Zum Himmel fliegt und Licht und Sterne ordnet,
Der Harmonie gelingt's — das Werk der Schöpfung!
Auf ihren Flügeln trägt sie durch die Welt,
Die vor ihr schweigt, die ihr gehorcht und folgt,
Den Geist des Werdens, Einklangs und Bestehens —
Aufjauchzet in des Daseins Lustgefühl
Der Wesen Chor zum Jubellied der Freude!

(Schluß der neunten Symphonie. Lied der Freude.)

Während des Gesanges steigt die Statue Beethoven's aus dem Boden. Der Genius eilt zu ihr, und auf seinen Wink umkränzen die verschiedenen Chöre das Postament mit Eichen- und Lorbeerkränzen. Bengalische Feuer beleuchten die Statue.

(Der Vorhang fällt.)

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.